

Portrait



Masoud Farhatyar: vom Hippies-Antiquitätenhändler in Herad zum Kunstgewerbehändler und humanitären Helfer in Freiburg. ►► Seite 3

Werte



Der nächste Europäer in Sachsen, Arbeit in Japan und Lebensfreude in Italien. ►► Seiten 4–11

Kultur



Über eine wunderschöne Landschaftsmalerin, schwarze Katzen und vielstimmige Frauen. ►► Seiten 12+15

InOrte



Ein Bioladen mit Migrationshintergrund, Herzlichkeit und für persönliche Gespräche. ►► Seite 14



▲ **Einigkeit und Kraft und Frieden** für das neue Kalenderjahr. Riesige Wandmalerei des Frankfurter Streetart-Künstlers CASE Maclaim in Berlin

Foto: kwasibanane

Rûmet
 ЦІННОСТІ Valori Werte تعييق ЦЕННОСТИ 倫理觀
 wearden deđerler értékek values Valores каштоўнасці
 vlerat watości maadili Αξιες ღირებულებები

Als Kind habe ich in einer geraden Reihe mit anderen Pionieren für Internationalismus und gegen Kapitalismus salutierte, als Jugendliche ging ich auf Demos für Demokratie, Glasnost und Perestrojka. Jetzt ist man in Russland (ohne mich) für die internationale Bekämpfung von Faschismus und Islamismus. Kriege hat Russland in all diesen Jahren dennoch konsequent geführt. Ok, nationale Werte sind immer ein bisschen lächerlich und vermutlich kann jeder Mensch, egal, woher er kommt, ähnliche Beob-

achtungen über die Entwicklung der nationalen Werte machen. Nicht ganz so groß proklamierte Werte bleiben aber in meiner Ex-Heimat konstant: z. B. Geld, Glamour, lange Beine (ist das nur bei uns so?). Worte verlieren dagegen ihren Wert – als ob nichts wahr sei – leider nicht nur in Russland und nicht nur im Internet.

Menschen ändern ihre Werte manchmal mit dem Alter, aus Eigennutz oder aus Angst – wie es im Artikel von Marie Gippert über graue Ängste in Istanbul und Freiburg beschrieben

wird. Und wenn dies zu vielen Menschen passiert, flüchten viele aus ihren Ländern in der Hoffnung »die nächsten Europäer« zu werden. Weil, wie es Murat Küçük auf den Punkt bringt, Europa dies den Migrantinnen und Migranten in den 80er und 90er Jahren versprach: Demokratie, Menschenrechte, Meinungsfreiheit.

Ironie des Schicksals ist allerdings: Auch unter den Migrierenden finden sich solche, die nationale Werte mitbrachten und sich bald sogar im Einklang mit deutschen Nationalisten

fanden und finden, wie es im Artikel *Was wir nicht gedruckt haben* steht. Auch in Europa können sich Werte plötzlich relativieren. Nichts ist ewig, sagt die Philosophie – selbst die ewigen Werte ... Auf den Seiten unseres Schwerpunkts sprechen wir darüber mit PhilosophInnen. Außerdem in dieser Ausgabe: ein gemütlicher deutsch-ungarischer InOrt, ein leckeres ungarisches Fözelék und der wahrhaftige Winter mit *Wjuga*. Wir wünschen Ihnen schon jetzt ein schönes neues Jahr – mit den für Sie wertvollen Gedanken und Ereignissen.



40 Jahre Südwind Freiburg



Der Verein für soziale und interkulturelle Arbeit wurde von ein paar Enthusiasten vor 40 Jahren als »Ausländerinitiative Freiburg« gegründet. Angefangen mit Hausaufgabenhilfe für MigrantInnenkinder, engagiert der Verein sich heute mit Bildungs- und Kulturarbeit und Beratung für vielfältigere Ziele im noch vielfältiger gewordenen Freiburg: Für gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen am politischen, kulturellen und sozialen Leben.



Die InZeitung gratuliert

Unterstützen Sie mit Ihrer Spende MigrantInnen als Akteure in den Medien.

- Ab 18€ Jahresbeitrag sorgen Sie für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung. Die InZeitung kommt immer zu Ihnen nach Hause.
- Mit einer Spende ab 100€ tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.
- Auch jeder kleine Beitrag hilft die InZeitung zu erhalten.

Spendenkonto: InForum e.V. Stadtkasse Freiburg IBAN DE55 6805 0101 0013 3881 59 BIC FRSPDE66XXX

Leserbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

■ **Regelmäßig lese ich ihre Zeitschrift und probiere des öfteren ihre Rezepte aus. Leider ist mir das vor einiger Zeit erschiene Brownie Rezept verloren gegangen. Ich wollte Sie bitten, vielleicht nachzuschauen, ob sie das Rezept nochmal zukommen lassen könnten.**

Hannah Eyszell

Liebe LeserInnen, Falls Sie auch unsere Kochrezepte sammeln, können wir Ihnen diese gegen Briefporto gern nachschicken. Sie sind aber auch im Archiv unserer Website www.inzeitung.de zu finden, wo sie alle Ausgaben im PDF-Format lesen/herunterladen können.

Ihre Redaktion

■ **Der Artikel über Jenische war wirklich sehr interessant. Ich wusste nichts davon, er hat mich neugierig gemacht und ich habe im Internet die Seite www.jenisch.info entdeckt. Ein schönes Zitat von einem Jenischen: »Im 19.**

Jahrhundert entstand eine neue Wissenschaft: die Tsiganologie. Die Frage: »Woher kommen die Zigeuner« ist eine typisch sesshafte Frage, weil sie alles an einem Ort festmachen wollen. Wir waren doch einfach schon immer hier und überall! Die Frage ließ den Tsiganologen aber keine Ruhe. Weil sie mit den schriftlichen Quellen nicht sehr weit kamen, verlegten sie sich auf die Sprachforschung ... Um das noch weiter zurückverfolgen zu können, fehlen den Forschern die Grundlagen. Deshalb behaupten sie einfach, wir wären Flüchtlinge ... Aber hast Du schon einen Flüchtling gesehen, der zum Reisenden wird? Der Flüchtling flüchtet und versucht entweder, wieder in seine Heimat zurückzukommen oder am neuen Ort Wurzeln zu schlagen. Ich kenne auch heute keinen Flüchtling, der freiwillig zum Reisenden wird.«

Murat K.

■ **Als begeisterte Leserin der InZeitung will ich euch auch mal direkt Rückmeldung geben. Mir gefällt eure aktuelle Ausgabe wieder sehr gut, vor allem auch der Schwerpunkt mit den Binnensichten der verschiedenen »Reisenden«. Aber auch die vielfältigen Artikel des »KoffeinSchokolade...«-Teams finde ich spannend. Und das Layout und die Fotos sind wieder sehr ansprechend, regen an oder erzählen nochmal eigene Geschichten. Ich finde, ihr macht eine tolle Arbeit und ich freue mich schon auf eure nächste Ausgabe!**

Christiane Mihm



Foto: kwasibanane

Nummer 20!

Von Viktoria Balon

Was wir im Jahre 2010 begannen, war in Freiburg und in Deutschland einmalig: Eine unabhängige Zeitung von MigrantInnen, nicht für sich selbst, sondern für alle FreiburgerInnen.

»Wir denken, dass die einheitlichen Medien dem Potenzial, das wir nach

Deutschland mitbringen, nicht gerecht werden«, haben wir im Titelartikel der Nummer 1 geschrieben. Das ist sechseinhalb Jahre später noch immer richtig, das Bild der »Fremden« in der öffentlichen Meinung wird in jüngster Vergangenheit wieder schwieriger. Deswegen ist die Existenz unserer Zeitung heute noch wichtiger.

Die InZeitung existiert dank all derer, die uns von Anfang an unterstützt haben, und all derer, die in unseren öffentlichen InForen mit uns diskutieren, uns Vorschläge machen und un-

sere Arbeit kritisch und motivierend begleiten. Inzwischen zählt das InForum mehr als 200 Adressen.

Dank gilt auch unserem Team, welches mit viel Engagement unser Projekt trägt, den ehrenamtlichen AutorInnen, KorrektorInnen und FograffInnen sowie der Stadt Freiburg, den Gemeinderatsfraktionen und den SponsorInnen, die unsere Zeitung finanziell unterstützen.

108 AutorInnen aus 37 Ländern haben bis jetzt für die InZeitung geschrieben, genauso wie deutsche Journalistinnen mit und ohne Migrationserfahrung.

Die InZeitung ist ein Teil der Freiburger Medienlandschaft geworden. Dass wir in Freiburg ein so großes Potenzial an talentierten und engagierten Menschen aus aller Welt haben, ist bewundernswert und erfüllt uns mit Stolz. Dass wir bei der Arbeit viel Spannendes entdeckten, viel ge-

lernt und viel Freude haben, ist weniger verwunderlich. Herzlichen Dank an Euch alle!



Von Susanne Einfeld

In der Gerberau in Freiburg hat sich seit 1986 vieles immer wieder verändert; Geschäfte kommen und gehen. Ist man einige Wochen nicht vor Ort, sieht alles wieder ganz anders aus. Taimani allerdings hat Beständigkeit, seit 1986! Hier wird nach wie vor handverlesener Schmuck verkauft. Auf der Suche nach dem Geschäftsführer Masuod Farhatyar müssen wir allerdings weiter wandern, in die seit 2007 von ihm geführte Filiale in der Herrenstraße.

Buntperlendes Licht begleitet uns auf der Wendeltreppe, farbige Teppiche hängen an den Wänden, auf einem von Hand bemalten Mosaiktisch steht Tee bereit. Masuod empfängt uns herzlich, an dieser Stelle verkauft er seit 2007 von Hand gearbeitete Interieur-Kunst. »Alles, was ihr hier seht, habe ich direkt von Freunden in Ägypten, Pakistan und aus dem Iran erworben«, erzählt er uns auf unserem Weg durch seinen Laden. Er geleitet uns ins Kellergeschoss, in dem sich weitere Teppiche und andere Schätze türmen und entschuldigt sich für das »Chaos« – was sich aber besser als geordnete Buntheit beschreiben lässt.

Und dieser Keller hat tatsächlich Fenster! Hinausschauen kann man allerdings nicht mehr, denn sie liegen unter Straßenniveau, aber vor dem Zweiten Weltkrieg war dies hier das Erdgeschoss. »Hier drunter gibt es einen weiteren Keller,« erzählt Masuod mit seinem besonderen Humor in den Augenwinkeln, während wir staunen und uns auf gewebten Kissen zum Tee nieder lassen.

Die Taimani sind ursprünglich ein Nomadenvolk in Zentral-Afghanistan, erklärt er mir auf meine Frage nach der Herkunft des Namens.

Von ihnen kaufte er Teppiche, die er ab 1986 in der Gerberau in Freiburg anbot. Hier befindet sich heute das Schmuckgeschäft Taimani, das sein Bruder führt.

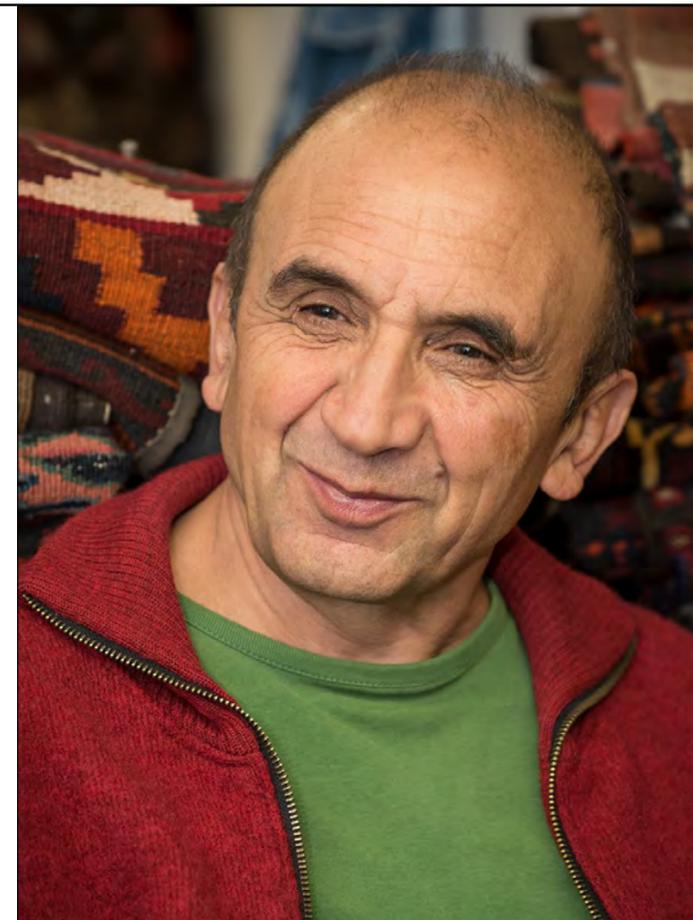
Gemeinsam gründeten sie bereits als 13- bzw. 15-Jährige einen eigenen Antiquitätenladen in Herad. »Wir haben nebenan bei unserem Nachbarn, der ein solches Geschäft führte, gejobbt. Dort gingen hohe Tiere, Diplomaten, auch Amerikaner usw., ein und aus ...«, erzählt er, »In unserem Geschäft in den 70ern waren es dann eher Hippies!« In dieser Zeit konnte der Bruder an Vormittagen am Schulunterricht teilnehmen, er selber an den Nachmittagen. »Es gab sozusagen Schichtunterricht bei uns.«

Sie hatten bald genug Englisch aufgeschnappt, um als Begleiter für die Kopenhagener Studenten der Traveling Highschool ausgewählt zu werden, die auf ihrem Weg von Skandinavien nach Kathmandu durch Afghanistan

reisten. Nach dieser Erfahrung und den vielen internationalen Kontakten stand für Marnuod fest: Er wollte Internationales Recht studieren. Zuerst versuchte er es in Kopenhagen – doch die dänische Sprache lag ihm nicht. Zu jener Zeit waren die Möglichkeiten für Menschen aus Afghanistan im Ausland Fuß zu fassen wesentlich einfacher. Er reiste weiter, jobbte in Holland, Österreich, in der Schweiz und landete, durch Kontakte mit Freunden, schließlich in Deutschland.

Er bewarb sich sowohl in Berlin als auch in Freiburg für einen Studienplatz – von beiden erhielt er eine Zusage. Seine Entscheidung fiel auf Freiburg. 1983 begann er hier sein Studium in Politik, Geschichte und Germanistik, das er 1989 mit dem Magister beendete. In dieser Zeit engagierte er sich mit Herzblut bei der Internationalen Politischen Studentenschaft. Und während des Studiums kam auch der Bruder nach Freiburg, mit dem er in dieser Zeit schon das erste Ladengeschäft in der Freiburger Gerberau eröffnete.

► Masuod Farhatyar – Jurist, Händler, Filmemacher und humanitärer Hilfsorganisator. Foto: Fabrizio Galuppi



Wir sind ein Stück Freiburg

Masuod Farhatyar lebt multikulturell und arbeitet multiprofessionell

»Da hing ein Zettel in einem Fenster: zu vermieten,« berichtet Masuod, »Wir bekamen eine Chance, mussten zwar die erste Miete zusammenkratzen – aber dann lief alles gut!« Einige Zeit später erweiterten die Brüder und mieteten Räume in der Sedanstraße an. Auch dort hatten sie rege Kundschaft, »aber die Bauarbeiten für die neue UB machten es ungemütlich für uns und die Kundschaft,« erzählt er weiter. Über die vielen Kontakte, die er inzwischen in Freiburg hatte, gelangte er 2007 an die Räume in der Herrenstraße. Ein Bastelgeschäft hatte aufgegeben und Masuod konnte in den Laden einziehen. »Die Vermieter vertrauten uns auf Anhieb, wussten, dass wir verlässliche Menschen und Freiburger Geschäftsleute waren ...«

»Wir sind ein Stück Freiburg,« ergänzt er und ich schreibe das nicht nur mit, sondern bestätige es sofort. Seit ich mich erinnern kann, gibt es Taimani hier in Freiburg. Wie viele Jahre noch? frage ich. »Noch ein paar,« ist seine Antwort, »Ich habe inzwischen noch andere Schwerpunkte ...«

Seit 2001 ist Masuod für die Caritas-Nothilfe in Afghanistan im Einsatz. In der Zeit, als die Weltmächte dort auf Kosten der Zivilbevölkerung bombardierten, organisierte er den Transport von Tonnen von Lebensmitteln in die vom Krieg gebeutelten Regionen – mit finanzieller Unterstützung durch die Caritas. In dieser Zeit war sein Geschäft vor allem Sammelstelle für die vielen Spenden, die hier eingingen. »Ein einziges Mal war ich selber dort, wir waren fünf Personen aus Freiburg und dort arbeiteten wir gemeinsam mit ungefähr 50 Menschen aus Afghanistan. In diesen sechs Wochen hatten wir nicht einmal die Möglichkeit, Kleider zu wechseln.« Nach seiner Rückkehr gründete er die Deutsch-Afghanische Initiative, die es sich vor allem zur Aufgabe machte – ebenfalls mit finanzieller Hilfe durch die Caritas – Schulen in Kriegsgebieten zu gründen und zu fördern. 2004 übernahm er die Aufnahmeleitung für den Film Mit Nomaden unterwegs in der Reihe Länder, Menschen, Aben-

teuer, der auf arte, SWR und ARD gesendet wurde.

»Die afghanische Bevölkerung war wie Papier zwischen den Scherenklängen der Weltmächte,« sagt Masuod, »Afghanistan war das Vietnam der damaligen Sowjetunion.« Er möchte sich weiterhin und vermehrt von hier aus um die Menschen in seinem Geburtsland kümmern, die als Kollateralschäden von kriegstreibenden Großmächten ignoriert und zurück gelassen wurden und noch werden. Wir steigen die Treppe hinauf, zurück, unter warmem Lampenlicht, an Wandbehängen und Teppichbergen vorbei, in den Laden, wo soeben Austellische herein getragen werden. Draußen wird es dunkel, aber das konnten wir ja durch die ehemaligen Erdgeschossfenster, die nun unter dem Pflaster der Herrenstraße liegen, nicht sehen. Wir gehen, ebenso herzlich verabschiedet wie wir begrüßt wurden, mit dem Gefühl, dass besonders hier, in Taimani, Welten auf eine besondere Weise zusammen kommen: oben und unten, früher und jetzt, Freiburg und Afghanistan.



Warum eine philosophische Reflexion?

Zuwan-
derung

Ver-
worfung

Werte-
konsens

Iden-
tität

Von Barbara Peron

Für viele ist die Philosophie etwas äußerst Abstraktes, Philosophen sind weltfremd. Für mich ist hingegen die Philosophie wie eine Art Verstärkungsbrille, wodurch die Welt genauer gesehen und interpretiert werden kann. Philosophen sind nicht weltfremd, sondern vielmehr die Welt Interpretierende, und die Philosophie – anders als man denkt – ist tief in unserer gemeinsamen Welt und im Leben verankert.

Wenn man sich vor Augen hält, dass die Philosophie im antiken Griechenland in den Städten und aus der Mitte der Gesellschaft entstanden ist, dann muss man annehmen, dass die Philosophie keineswegs nur akademisch ist und sein muss. Es geht nicht zuletzt darum, die Philosophie aus dem Elfenbeinturm der Akademie zu befreien und zurück in die Städte zu holen. Was die InZeitung mit dem interkulturellen Philosophie-Festival versucht, geht genau in diese Richtung.

Gerade in Bezug auf das Thema *Werte und Identitäten* in einer interkulturellen Gesellschaft wie unserer kann die Philosophie dazu beitragen, Fragen zu stellen und Antworten zu suchen, die nicht partiell bzw. fachspezifisch sind, wie zum Beispiel die Fragen und die Antworten des Rechtes oder der Wirtschaft. Weiterhin kann die Philosophie dazu beitragen, Fragen und Antworten

zu formulieren, die nicht ideologisch oder religiös aufgeladen bzw. vorbelastet sind und die von allen nachvollzogen werden können. Denn die Philosophie appelliert nicht an den Glauben, der uns oft trennt, sondern vielmehr an die gemeinsame menschliche Vernunft, die aber gerade als menschliche endlich ist und keineswegs unfehlbar. Deswegen sind philosophische Antworten auch keine Dogmen; philosophische Fragen müssen immer aufs Neue gestellt werden, und zwar ausgehend von der faktischen Situation des Lebens und des Zusammenlebens.

Die faktische Situation unseres Lebens und Zusammenlebens in Deutschland – aber nicht nur in Deutschland – im 21. Jahrhundert ist eine interkulturelle bzw. eine multikulturelle, und dies nicht erst seit der »Flüchtlingswelle« des vergangenen Jahres. Man vergisst zu oft, dass dieses Land – wie viele andere auch – nach dem Zweiten Weltkrieg von Menschen verschiedener Nationalitäten und Kulturen wieder aufgebaut wurde und dass das Wirtschaftswunder der 1950er/60er Jahre ohne den Beitrag der Gastarbeiter, also der damaligen Migranten, unmöglich gewesen wäre. Dennoch lösen Flüchtlingswellen und Neuankommlinge (übrigens auch bei vielen Migranten) Ängste aus, die aufs Neue alte Fragen entflammen lassen, die auch für die Philosophen neue Herausforderungen darstellen.

Als ich 2000 nach Deutschland kam, war in Bezug auf das Thema Migration immer wieder von *Leitkultur* die Rede, und zwar nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Integration der Spätaussiedler.

Bekanntlich ist der Begriff *Leitkultur* vom Politologen Bassam Tibi geprägt worden, der die deutsche und die europäischen Kernkultur auf westliche Wertevorstellungen zurückführt. »Die Werte für die erwünschte Leitkultur müssen der kulturellen Moderne entspringen, und sie heißen: Demokratie, Laizismus, Aufklärung, Menschenrechte und Zivilgesellschaft« – schreibt Tibi in seiner Schrift *Europa ohne Identität: Die Krise der multikulturellen Gesellschaft aus dem Jahre 2000*. Obwohl der Begriff *Leitkultur* zum Unwort geworden ist, liegt es nahe, dass man nicht etwas wesentlich Anderes meint, wenn man von der Notwendigkeit eines gesellschaftlichen *Wertekonsens* spricht – wenn auch nicht auf den ersten Blick. Anders als eine Leit- oder leitende Kultur scheinen Werte selbstverständlicher zu sein. Aber ist es wirklich so? Im Rahmen des Philosophie-Festivals der InZeitung galt es, darüber zu reflektieren: Was sind Werte? Woher kommen und wie entstehen sie? Was heißt *Wertekonsens*? Und darüber hinaus: Ist ein gewisser *Wertekonsens* für ein gelingendes Zusammenleben in einer multikulturellen Gesellschaft wünschenswert? Und wenn ja, warum?

Da oft Werte als Ausdrücke und Bastionen der eigenen kulturellen (d. h. oft nationalen) Identität wahrgenommen werden, gilt es sich zu fragen: Was heißt Identität im kulturellen Sinne? Gibt es wirklich eine nationale Identität? Oder gibt es vielmehr nationale Identitäten schon immer nur per se im Plural?

In Bezug auf die Frage, worauf nur die *Wir-sind-das-Volk-Demokratien* eine sichere Antwort zu haben scheinen: Wer sind wir? hat die Zeitschrift *Philosophie Magazin* vor Kurzem eine Reihe von anregenden weiteren Fragen gestellt: »Wer sind wir eigentlich? (...) Wir, die geistigen Kinder Kants, Goethes und Humboldts. Wir, die historisch tragisch verspätete Nation. Wir, das Tätervolk des Nationalsozialismus« und zumindest zum Teil Opfer derselben verbrecherischen Diktatur. »Wir, die Wiedervereinigten einer friedlichen Revolution? Wir, die europäische Nation? Wo liegt der Kern (gegenwärtiger und) künftiger Selbstbeschreibung und damit auch der Kern eines Integrationsideals?«. Es sind Fragen, die nicht vernachlässigt werden dürfen, und die modifiziert auch in Bezug auf jede einzelne Migranten-Gruppe gestellt werden könnten bzw. sollten. Denn sogar Migranten-Communities sind nicht monolithisch wie sie von außen betrachtet vielleicht aussehen. Auch diese Communities bestehen aus Individuen und jedes Individuum ist anders. Das gilt für Deutsche ebenso so wie für Migranten.

Glück ist auch Selbstbestimmung

Interview mit David Espinet

Das Gespräch führte Barbara Peron

David Espinet, Philosoph und Privatdozent an der Universität Freiburg, beteiligt sich seit Oktober an einer Forschung des Freiburger Institute for Advanced Studies zum Thema *Immer Glücklicher? Annäherung zum Easterlin-Paradox¹ ausgehend von einer Kantischen Perspektive*. Die InZeitung sprach mit ihm.

Was heißt hier Glück?

Die kapitalistische globale Gesellschaft, in der wir leben, definiert das Glück über das immer Mehrhaben und das immer Mehrhaben. Wir haben in der Tat immer mehr, aber – man sollte sich fragen – sind wir auch deswegen glücklicher? Eigentlich nicht. Denn zum Glück gehört mit Kant sowohl die finanzielle Absicherung des eigenen Lebens als auch die Selbstbestimmung, d. h. die Suche und die Entfaltung der eigenen Talente, die nicht notwendigerweise beruflicher Natur sind. Das Streben nach Glück darf nicht nur monetär verstanden werden. Vielmehr muss man es moralischer gestalten, indem man z. B. freie Räume für soziale Interaktionen schafft. Dies würde übrigens auch das Verständnis einer gelungenen Integration wesentlich modifizieren. Das Niveau der Integration der Migranten in der Gesellschaft wird jetzt fast ausschließlich über die Arbeitswelt definiert und gemessen. Integriert sind diejenigen, die sich in kürzester Zeit in die Arbeitswelt einfügen lassen. Man vernachlässigt aber dadurch das ganze Spektrum der persönlichen Begegnungen und sozialen Interaktionen, die weit über diejenigen der Arbeitswelt hinausgehen. Darunter zählen z. B. Freundschaften. Persönliche und soziale Interaktionen brauchen aber freie Räume für die Begegnung und Zeit fürs Kennenlernen. Soziale Integration und Interaktion braucht Raum und Zeit und darf keineswegs ausschließlich in die Arbeitswelt verlegt werden,



▲ David Espinet

Foto: privat

die per se auf Grund der Schnelligkeit und des Produktivitätsdrangs keine persönlichen Kontakte fördert. Man sollte aus der Tretmühle des kapitalistischen Denkmusters aussteigen und die Möglichkeit für echte horizontale zwischenmenschliche Interaktionen schaffen. Dafür brauchen wir Momente der Zufälligkeit und der Freiheit, die in der Arbeitswelt nicht gegeben sind. Es ist ein Umdenken nötig. Dieses Umdenken würde auch die Partizipation und das Engagement der Menschen fördern, weil viele Menschen überfordert sind, wenn es darum geht, anderen Menschen außerhalb der Arbeitswelt zu begegnen. Sie wissen einfach nicht, wie man partizipiert und sich engagiert.

Gerade Immanuel Kant, der Theoretiker der Souveränität der Vernunft und der Pflichten sowie des ewigen Friedens wird in der Gegenwart oft zitiert, weil wir in seiner Philosophie besser als anderswo Anhaltspunkte und Antworten für die Herausforderungen unserer globalisierten Welt suchen und finden können. Führen Sie gerade deswegen ihre Forschung von einer Kantischen Perspektive aus?

Die Aktualität Kants liegt in seinem Pragmatismus. Kant verzichtet auf metaphysische Konstrukte wie Familie, Bürgertum, Staat, auf welchen z. B. Hegel in der Philosophie des Rechts seine Theorie der Gesellschaft aufbaut. Solche Konstrukte sind für Kant dogmatisch. Aus solchen Konstrukten folgen keineswegs unmittelbar die Gesetze der Sittlichkeit. Vielmehr sind die Gesetze der Sittlichkeit – also die Werte – jedes Mal aufs Neue zu verhandeln, und zwar ausgehend von der jeweiligen gegebenen faktischen Situation.

Gibt es für Kant eine globale Verantwortung Glück zu ermöglichen?

Nein, eine globale Verantwortung gibt es nicht und es gibt tatsächliche Grenzen. Dennoch haben wir als Menschen die Pflicht, unsere Talente zu erkennen bzw. zu entfalten und unser persönliches Glück zu suchen – nicht unbedingt an dem Ort, an dem wir durch Zufall geboren sind. Weiterhin haben wir als Menschen die Pflicht, die Talente und das Glück der anderen Menschen zu fördern. Man überlegt sich das oft nicht, wenn z. B. von Wirtschaftsflüchtlings die Rede ist.

Brauchen wir einen Wertekonsens? Oder eine Leitkultur?

Eine Leitkultur im Sinne von homogener Identität gibt es nicht. Kultur ist immer ein Mischgebilde. Wer das nicht erkennt, ist geschichtsvergessen. Was wir brauchen, ist die Verständigung über ein paar Grundwerte und die Anerkennung der Würde und des Wertes jedes Menschen und möglichst plurale Lebenswelten. Denn die Glücksentwürfe sind maximal plural. Es gilt diese Pluralität zu bewahren im Rahmen des Respekts gegenüber den anderen. Wir brauchen nicht den Paternalismus einer Leitkultur, aber die Anerkennung einiger Werte wie Freiheit, Gleichheit, Mitmenschlichkeit.

¹ Das Easterlin-Paradox ist eine Theorie des Ökonomen Richard Easterlin über den Zusammenhang zwischen Einkommen und Glück. Er führte Umfragen in 19 Ländern zwischen 1946 und 1970 durch und beobachtete bei internationalen Vergleichen einen schwächeren Zusammenhang zwischen subjektivem Glück und Einkommen.

◀ Geht das? – Glücklich mit Harz Vier?

Ausschnitt aus dem Relief »Ludwigs Erbe« des Bildhauers Peter Lenk in in Bodman-Ludwigshafen am Bodensee. Foto: kwasibanane.

Interkulturelles Philosophie Festival der InZeitung

Von Larissa Schober

Die Silhouetten von zwei in einander übergehenden Köpfen prangten in orange und violett von einem länglichen Plakat. »Von Werten und Identitäten« stand den Köpfen hinter die Stirn geschrieben. Sie haben zum Philosophie-Festival der InZeitung eingeladen.

Am 26. November drehte sich bei dem Festival im Weingut Andreas Dilger alles um die Frage nach Werten im Kontext globaler Migration. Seit dem langen Sommer der Migration 2015 wird in den Debatten zum Thema immer wieder auf Werte verwiesen. Dabei bleiben selbige sowie ihr konkreter Zusammenhang zu Migrationsfragen oft unklar. Es stellt sich die Frage, was genau gemeint ist, wenn von Werten gesprochen wird. Was beinhalten sie, wie wurden sie ausgehandelt und welche Gültigkeit haben sie in einer globalisierten Welt? Zur Klärung dieser Fragen bemühte die InZeitung die Philosophie, jene Disziplin, die sich mit existentiellen Fragestellungen auseinandersetzt und Begriffe grundsätzlich klärt.

Den ersten Teil des Festivals bildete als Einstieg in die Debatte eine offene Diskussionsrunde mit ca. 30 TeilnehmerInnen. In kurzen Texten wurden Fragen nicht nur zu Werten sondern auch zu Identität und Universalität gestellt. Im Anschluss konnten mögliche Antworten bei einem Glas Wein diskutiert werden. Abends folgte dann eine Podiumsdiskussion mit den PhilosophInnen Dr. Stefania Maffei, Prof. Dr. Andreas Urs Sommer und Prof. Dr. Magnus Striet und ca. 70 Menschen im Publikum.

Sommer hatte seine Position bereits in seiner Bestseller Streitschrift »Werte – warum man sie braucht obwohl es sie gar nicht gibt« deutlich gemacht. Striet konnte als Theologe hingegen unterstellt werden, an dem Konzept »Werte« festhalten zu wollen. Maffei wiederum lebt als Italienerin in Berlin und sagte »Meine Migrationserfahrung veränderte auf radikale Weise nicht nur meine Lebenssituation, sondern auch meine Art zu philosophieren«. Gemeinsam und im Widerstreit mit einander haben sie sich an diesem Abend aufgemacht um etwas Licht in das orange-violette Dunkel der Frage nach Werten und Identitäten zu bringen. Das große Interesse an der Veranstaltung unterstrich die Bedeutung dieser Antwortsuche.

Inklusion ist eine Haltung

Von Viktoria Balon

»Erstaunlich, wie viele behinderte Menschen man in Freiburg sieht«, sagt ein Tourist aus Ost-Europa. Oder: »Wahnsinn, man sieht hier immer wieder sich küssende Männer«, wundert sich ein afrikanischer Bekannter. Es kommt ihnen deshalb so befremdlich vor, weil in ihren Herkunftsländern Behinderte keinen Zugang zum öffentlichen Leben haben bzw. Homosexuelle ihre Orientierung verstecken müssen. Das Gegenteil hierzu heißt Inklusion. »Für uns umfasst Inklusion alle Menschen – unabhängig von ihren individuellen Fähigkeiten, dem Geschlecht, sozialem Hintergrund, Religion oder Herkunft,« kündigte der »4. Bundeskongress

Inklusion leben« im Oktober in Freiburg an.

»Uns bereitet der politische Rechtsruck in der Welt und in Europa viele Sorgen«, sagt Cornelia Bossert vom Verein *bildung neu denken* – die Veranstalter des Kongresses. »Wir sehen, dass viele Dinge von denen wir dachten, dass sie erledigt wären, wieder da sind. Und vieles von dem, was verbessert wurde, wird wieder zunichtegemacht. AfD und Pegida nutzen die Ängste der Menschen, um unsere Demokratie in die Richtung zu bringen, die wir in Deutschland nicht mehr haben wollen.« Wie die Politik damit umgeht, wurde auf der Podiumsdiskussion mit dem Thema *Inklusion ist eine Haltung* besprochen.

Der Verein reduziert Inklusion nicht auf die Integration behinderter Menschen in der Gesellschaft. »Uns wird immer wieder die Frage gestellt, wieso wir auch die Diskriminierung anderer Gruppen zum Thema machen. Es geht auch um sozial Benachteiligte und MigrantInnen; es geht darum, dass alle Menschen wertgeschätzt werden, teilhaben können. Wir wollen auch nicht, dass diese Gruppen gegeneinander ausgespielt werden.« Ein besonderer Schwerpunkt gilt traditionell dem Recht auf Bildung. »Echte Bildungsgerechtigkeit gibt es in Deutschland nicht,« so Bossert. »Die Kinder aus sozial schwierigen Verhältnissen oder Migrantenkinder haben immer noch nicht die gleichen Bildungschancen wie andere. Wir sind für gemeinsames Lernen bis zu der 10. Klasse, das wäre aus unserer Sicht ein Vorteil für alle Kinder, unabhängig von ihrer Begabung.«

Was wir nicht gedruckt haben und warum wir es jetzt tun

Von Barbara Peron

In der InZeitung 19 hat unser Autor Luis Trunk de Flores ein Gespräch mit Geflüchteten über ihre Wahrnehmung und ihre Meinungen zur Radikalisierung des politischen Diskurses in Deutschland durch völkisch-nationale, zum Teil auch rechtsradikale Gruppierungen wie Pegida geführt. Im Rahmen dieses Interviews hat ein 35-jähriger Syrer Namens Said, ehemals Lehrer in Aleppo, die Meinung vertreten, dass »eigentlich (...) die AfD den falschen Feind hat – nicht der Islam, sondern die Juden sind für den Krieg verantwortlich.«

Neben den klaren antisemitischen Äußerungen vertrat der Lehrer auch weitere rassistische Positionen. So hieß es: »Deutschland ist sowieso überfordert, hat z.B. zu viele Menschen kommen lassen, unter anderem aus Serbien, Marokko oder Algerien.«

Dass das Boot ihrer Meinung nach zu voll ist, wollte uns vor einigen Monaten auch Cristina L. aus Rumänien unbedingt mitteilen. So liest man in ihrem Artikel für die InZeitung: »Ganze Völker flüchten und kommen nach Europa und nach Deutschland. Die Gastgeber werden überfordert. Kann man Deutschen verübeln dass sie auch mal »Stopp! Bis hier und nicht weiter« sagen?

Nein. Ob es auch die Migranten tun? Wahrscheinlich! Es wird ja für alle sehr eng. Wo wohnen, wo arbeiten? ... Wir sind eben verschieden und haben ein Recht dazu.« Sicher haben wir ein Recht dazu verschieden zu sein. Wozu wir aber kein Recht haben, ist respektlos andere Menschen auszugrenzen.

In der letzten Nummer entschied sich die Redaktion der InZeitung gegen die Veröffentlichungen der antisemitischen Äußerungen des syrischen Lehrers, aus Respekt gegenüber der großen Mehrheit der Geflüchteten. Und dennoch können derartige Äußerungen nicht einfach tot geschwiegen werden. Sie sind gravierend und müssen mit Besorgnis Ernst genommen werden, ebenso so wie die Meinung von Cristina, die außer Konkurrenz keine Rechtfertigung für ihre Xenophobie finden kann. Die InZeitung bekämpft jede Form von Diskriminierung und Ausgrenzung, egal von welchem Individuum welcher Herkunft auch immer sie kommen mag. Die InZeitung steht für die Anwendung und Durchsetzung der Werte des Respekts und der Toleranz im Journalismus. Weder Vorurteile noch Hassparolen haben in dieser Zeitung etwas zu suchen. Ausnahmsweise haben wir diesmal die oben genannten Zitate gedruckt. Sie sollen als negative Beispiele und als Mahnung gelten!



Rassismus ist keine Meinung.
Streetart in Leipzig. Foto: kwasibanane

Bunte Hoffnungen und graue Ängste

Eindrücke autoritärer Entwicklung

Von Marie Gippert

Es ist der Abend des 31. Oktobers. Wir sind auf den Weg zur *Cumhuriyet*, eine der ältesten und wenigen noch kritisch schreibenden Zeitungen in der Türkei. Seit dem Putschversuch am 15. Juli wurden mehr als 170 Medien geschlossen und über hundert JournalistInnen festgenommen. Die *Cumhuriyet* ist ein letztes Stück Pressefreiheit. Heute wurden der Chefredakteur und weitere Mitarbeitende der *Cumhuriyet* festgenommen.

Wir sind nervös, wären fast zu Hause geblieben. Nun sind wir doch Teil der Mahnwache. Unrechtsempfinden und die Bedeutung von Pressefreiheit für uns treiben uns an. Gleichzeitig haben wir Angst vor Polizeigewalt, vor einem Terrorattentat und vor möglichen Folgen für Arbeit und Karriere. Lange bleiben wir nicht.

Kaum vorstellbar, dass vor dreieinhalb Jahren Menschen auf die Straßen strömten und eine bunte Protestbewe-

gung die ganze Türkei prägte. Voll von Hoffnungen kamen verschiedenste Menschen zusammen, äußerten Kritik und experimentierten mit neuen Formen des Zusammenlebens. Werte wie Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität, Gemeinschaft, Vielfalt und Toleranz wurden auf lustige und kreative Weise zum Ausdruck gebracht und gelebt. Gemeinschaftsgefühle, Visionen und auch Wut konnten Momente der Angst stark eindämmen. Dies hat sich insbesondere seit den Anschlägen auf die Friedensdemo in Ankara am 10. Oktober 2015 geändert.

Heute scheint es stärker als zuvor, als bestünde die Gesellschaft in der Türkei aus zwei Gruppen: den AnhängerInnen Erdogans und den anderen. Während der eine Teil zunehmend aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwindet, begann nach dem Putschversuch im Kontext von *Wachen für die Demokratie* der andere das öffentliche Bild zu prägen. Wenig bunt. Männlich dominiert. Frauen meist mit Kopftuch. Viele türkische



▲ Der noch hoffnungsvolle Protest gegen die Niederschlagung der Gezi-Park-Bewegung 2013 in Freiburg. Der gesellschaftspolitische Paradigmenwechsel hat die Türkei in wenigen Jahren umgekrempelt. Weltweit versuchen in jüngster Zeit rechte Populisten und Demagogen mit den Mitteln der Repression, Propaganda und Einschüchterung den gesellschaftlichen Diskurs zu bestimmen, auch in Deutschland. **Wehret den Anfängen!**
Foto: kwasibanane

Flaggen. Doch Schließungen von Zeitungen, Radiosendern, Schulen und NGOs werfen die Frage auf, was eigentlich mit *Demokratie* gemeint ist? Den Vorstellungen vieler Menschen in der Türkei entspricht das nicht. Dennoch ist der Widerstand leise. Gedämpft von Angst. Orientierung und Halt bieten diesen Menschen letztendlich ihre Werte, für die sie stehen, ob öffentlich oder nicht.

Politisch genutzt wird Angst auch im Kontext rechtsextremer Bewegungen. Deutschland bildet da keine Ausnahme und auch Freiburg nicht.

Angst vor Unbekanntem, vor Konkurrenz, vor Terror, vor Werteverlust, undefinierte Ängste. Was Polarisierung und Ängste zur Folge haben können, erleben wir täglich. Umso wichtiger ist es, Menschen als Menschen wahrzunehmen, nicht zu vergessen, dass das eigene soziale Umfeld meist nicht die Gesellschaft widerspiegelt, und sich auszutauschen. Auch damit die Gesellschaft bunt bleibt.

■ Unsere Freiburger Autorin Marie Gippert arbeitet zur Zeit in Istanbul in einem Frauenprojekt.

»Wenn Gott tot ist, so ist alles erlaubt«, schreit Ivan¹ der dröhnenden Stille entgegen. Hinter seiner gespielten Gleichgültigkeit und dreister Heiterkeit tobt ein gigantischer Kampf: Gibt es etwas Verbindliches in der Welt? Und wenn ja, was? Seine Neugier scheut sich noch nicht mal, über Leichen zu gehen.

Doch ein Wunder geschieht: In dem Moment, da scheinbar gezeigt wird, dass alles möglich ist, schlägt ihn mit geballter Faust eine unerklärliche Macht auf den menschlichen Boden zurück. Er bereut. Nicht, weil er ein Gesetz im All entdeckt hat, sondern weil er eine unerklärliche Pflicht in sich erblickt hat. Wie kann er, der die Sinnlosigkeit des menschlichen Leides beklagt, selbst mit voller Absicht und ohne Grund Leid schaffen?

Alles oder Nichts ist keine Option

Von Nikita Sivertsev

Absolute Sinnlosigkeit ist ein Konzept, das, wenn richtig zu Ende gedacht, sich selbst aufheben muss. Wie Ikarus stürzt der un-Menschliche – ein Mensch, der losgerissen war aus der Verbundenheit mit anderen Menschen – ins Meer. Sein geistiger Höhenflug der absoluten Subjektivität ist durchbrochen, seine Flügel, die in der Menschenwelt geschaffen wurden, schmelzen durch übermenschliche Kräfte.

Er findet sich wieder in der Welt, die er verlassen wollte. Nun sieht er nicht das Meer der Massen, der Nationen, der Völker unter sich, sondern nur einzelne Wogen, die ihn tragen, die seine Mitmenschen sind. Kein

kollektiver Blick auf die Gesellschaft, kein metaphysisches Konzept, das alles eint, nein. Nur Menschen.

Die Idee einer Nation, einer Gesellschaft, die Idee einer historisch notwendigen oder gewachsenen Kultur, die den Massen eine Identität gibt, ist ein solcher Höhenflug. Entkoppelt vom Individuum wird das Abstrakte gnadenlos mit Leben konfrontiert. Für diese Idee gibt es nur zwei Möglichkeiten. Die erste besteht darin, dass man an diesen gesellschaftlichen Konstrukten dogmatisch und kompromisslos festhält. Das führt notwendigerweise zu einem Kampf verschiedener Systeme, der höchstens am Ende der Geschichte ein Ende findet. Die zweite

Möglichkeit ist der komplette Relativismus, der sich selbst zerstört.²

Der Ausgangspunkt jeder Ethik, jeder Verantwortung, jeden Werts muss in der Liebe zu Menschen ansetzen, die noch nicht mal dann erlischt, wenn jene Böses tun. Die Achtung des Nächsten kann nicht metaphysisch begründet werden, weil sie der Anfang jeder Metaphysik ist. Es gibt keine Verantwortung für alle, aber es gibt eine Verantwortung für Menschen.

Wohl kann man die eigene Bedingtheit durch die Menschenwelt vergessen, dann aber zerstört man sein geistiges Fundament, so wie Ivan, und meistens auch das leibliche, so wie Ikarus.

¹ »Die Brüder Karamasow«, F. M. Dostojewski

² »kompletter Relativismus« hier: Aussagen und Werte sieht man als bedingt, als bedeutungslos und absolute Wahrheiten sind zu verneinen.

Die Welt ist in meinem Kopf – mein Körper ist in der Welt.
Straßenphilosophie in Salamanca. Foto: kwasibanane

el mundo está en mi cabeza,
mi cuerpo está en el mundo (P.A.) XXE



▲ **Bahnhof Calau, niedersorbisch Kalawa.** Die Stadt zählt gemäß Landtagsbeschluss von 2016 zum angestammten Siedlungsgebiet der Sorben. Foto: kwasibanane.

Die nächsten Europäer

Eine Reise nach Sachsen

Irgendwie sind die Deutschen hier anders

Freiburger auf fremden Wegen

▲ **Schlaftrunkenes Pendeln nach Frankfurt.**

Deutsch ist nicht die Sprache, die am meisten gesprochen wird.

Foto: kwasibanane.

Von Murat Küçük

»**Wussten Sie schon, dass Kaffee gute Laune macht?**«, steht auf dem Pappbecher, den mir der Kellner gerade übergeben hat. Darunter noch ein Satz: »**Schon den Cappuccino im Bordbistro probiert?**« Cappuccino, oh ja, mein Lieblingskaffeegetränk, aber der Kellner hatte keinen dabei. Dafür muss man ins Bordbistro gehen. Kaffee ist auch in Ordnung, hier ist es bequem.

Ich wollte eigentlich das Buch *Krabat* auf die Reise mitnehmen. Wenn ich zum ersten Mal in meinem Leben nach Sachsen fahre, sollte ich eine Sage von den Sorben, der bunten slawischen Minderheit Deutschlands lesen. Am Ende habe ich aber doch Heinrich Heine dabei! Ich möchte, dass er mich auf dieser Reise begleitet. Obwohl ich gerade in eine ganz andere Ecke fahre. Nicht nach Hamburg, Düsseldorf oder Köln...

*Im traurigen November war's
Die Tage werden trüber,
Der Wind riss von den Bäumen das Laub,
Da reist ich nach Deutschland hinüber*

Es war seine erste Reise nach zwölf Jahren. Zwölf Jahre Exil in Frankreich. Zwölf Jahre Sehnsucht, kein Telefon, kein Internet, keine Verbindung. Einzige Mittel waren Briefe, die monatlang unterwegs waren.

»**Sehr geehrte Damen und Herren, herzlich Willkommen auf der Fahrt nach Berlin. Wir wünschen Ihnen eine angenehme Reise.**« – Schön gemütlich hier. Wenn man so wenig reist, ist Zug fahren ein Erlebnis.

»**Er wollte ein Europäer werden**«, sagte einmal Marcel Reich-Ranitzki beim Literarischen Quartett. Dafür ließ er sich sogar taufen. Es war ein, wie er sagte, *Billet d'entrée* für Europa. Doch es nützte nichts. Deshalb musste er nach Frankreich. Weil er ein Jude war. Hier in Deutschland war er Jude. In Frankreich ein Deutscher, ein Ausländer.

Was für ein Schmerz.

Aber was heißt Europäer? Er war doch ein Europäer, oder? Einer der größten Dichter der deutschen Literatur. Er mochte Franzosen. Vor allem Napoleon, weil er erstmals in der Geschichte Deutschlands Christen und Juden als gleichberechtigt erklärte. Heine: ein Bewunderer der französischen Revolution. Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit, welche er in Düsseldorf direkt erlebte, mit Leib und Seele. Diese Gleichberechtigung machten die Preußen zwar schnell wieder rückgängig, als sie den Westen wieder zurückeroberten, doch der Traum blieb.

Ein Ort, viele Geschichten

Dann: *Herzlich Willkommen in Döbeln*. Abends nach dem Essen machen wir es uns vor dem Kamin bequem. Papier und Holz lassen die Flammen schnell hoch lodern und den ganzen Abend über füttert Axel Schmidt den Kamin mit Holz nach. 160 Hektar Gut Gödelitz gehörte damals der Familie. Sein Großvater kaufte 1917 das 500 Jahre alte Rittergut. Er hatte die besten Schafböcke in ganz Sachsen.

1937 übernahm sein Vater das Gut und sieben Jahre später kam die sowjetische Besatzung. 1945 musste die Familie fliehen, Zwangsenteignung. Zwei Jahre alt war er und wuchs in Westdeutschland auf, doch das Gefühl, seine Heimat verloren zu haben, blieb. Er verbrachte seine Kindheit in Ulm, studierte Politologie, und in den siebziger Jahren arbeitete er als Journalist in Marokko und Algerien. Ab 1976 war er in Ost-Berlin Referent bei der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik. Währenddessen konnte er bei einer Rückfahrt einer Dienstreise das Gut heimlich besuchen. Dies blieb wie eine Filmszene in seinem Kopf zurück. Mitternacht, es regnete heftig und draußen vor dem Hofgut heulte er unter dem Regen. Als die Mauer fiel, war er in Peking als Koordinator der Friedrich-Ebert-Stiftung. Im Jahr 1992 kaufte er das Gut im Namen seiner Familie von der Treuhandanstalt zurück. Er kam aus

China zurück und gründete 1998 das *Ost-west-forum Gut Gödelitz e.V.*

»**Vierzig Jahre waren wir getrennt**«, sagt Schmidt, »**lebten in völlig anderen Welten, völlig verschiedenen und sich feindlich gesonnenen gesellschaftlichen Systemen. Beide Seiten waren voller Vorurteile. Um diese Vorurteile zu beseitigen, sollten wir miteinander reden. Nur so können wir einen anderen Blick gewinnen.**« So wurde aus der alten Schäferei ein Vortragssaal. Die Ost-west-forum Biographie-Gespräche wurden in kurzer Zeit ein großer Erfolg. Viertausend Bürger aus Ost und West hat das Forum bisher zusammengebracht. Wenn es zwischen Lebensgeschichten aus Ost und West so gut läuft und Menschen einander näher bringt, warum sollte das Gleiche nicht zum Beispiel zwischen Polen und Deutschen oder zwischen Deutschen und Türkeistämmigen funktionieren? Die Idee von den Biographiegesprächen verbreitete sich und läuft erfolgreich in 20 Städten Deutschlands. Als nächstes werden Biografierunden zwischen Deutschen und Flüchtlingen organisiert.

Am nächsten Tag beginnt die erste Sitzung der Moderationsschule. Sechs Teilnehmer aus Baden-Württemberg. Die Methode ist ganz einfach. Acht Menschen treffen sich und jeder erzählt aus seinem Leben. Jeder hat eine Stunde Zeit. Keine Unterbrechung, keine Bewertung, keine Beurteilung. Einfach zuhören, danach fünf Minuten nachdenken, die Geschichte im Kopf herum gehen lassen. Das ist das Eigentliche.

Utopie oder Versprechen?

Axel Schmidt ist für die Einführung eines sozialen Pflichtjahrs innerhalb der Europäischen Union. Junge Leute aller EU-Länder sollen nach der Schule oder Studium in einem anderen Land an sozialen Projekten mitarbeiten. »**Wir wollen dem um sich greifenden Egoismus entgegen halten. Vielen jungen Leuten ist nicht bewusst, wie viele Rechte sie haben und welches Privileg das ist**«, sagt er.

Damit zurück zum Thema Europa. Glaubt Europa nicht mehr an sich selbst? Immer mehr Regierungen lehnen europäische Werte ab. Demokratie, Rechtsstaat, Sekularität, Menschenrechte... Antisemitismus in Ungarn, Infragestellung der Gewaltenteilung in Polen und zunehmend Rechtsradikalismus überall. Kippt der Rechtspopulismus womöglich die demokratischen europäischen Werte und löst damit ganz Europa auf?

Einmal fragte Navid Kermani im Spiegel: »**Wo soll ich denn hin, wenn es kein Europa mehr gibt?**« – »**Sie sind genauso deutscher Staatsbürger wie ich**«, erwiderte der Interviewer verblüfft.

»**Ja, das stimmt**«, antwortete Kermani. »**Dennoch: Würde unser Gesellschaftsmodell kippen, spielten ethnische Zugehörigkeiten eine Rolle, fiel ich auch wieder heraus. Sogar meine Tochter hat diese Frage im Kopf.**«

Was versprach Europa? Was war die Hoffnung? Oder hat überhaupt jemand etwas versprochen? Für die Südeuropäer in den 80er und 90er Jahren war die Antwort klar. Demokratie, Meinungsfreiheit, ein Leben ohne Militärputsch. Wenn ich an die blutige Geschichte der Diktaturen Portugals, Spaniens, Griechenlands denke, hat das ziemlich gut geklappt. Und jetzt? Europa war nicht nur ein Kontinent, sondern eben eine Idee, eine Utopie, ein Mythos.

Und wir? Geographisch gehören wir nicht unbedingt zum Kontinent, was bilden wir uns dann eigentlich ein? Türken, Araber, Iraner, Flüchtlinge aus Syrien, Nigerianer, Brasilianer und auch jene Juden, deren Vorfahren nicht aus Europa, sondern irgend woanders her, aus dem Jemen oder aus Algerien kamen... dürfen wir uns auch zu den nächsten Europäern zählen?

■ Menschen mit und ohne Migratonsgeschichte erzählen einander ihr Leben, auch in Freiburg. Das nächste Biografiegespräch findet von Fr. 12. Mai 2017, 15 Uhr bis Sa. 13. Mai 2017, 20 Uhr, statt. Anmeldung: Yvonne Eckenbach, Amt für Migration und Integration der Stadt Freiburg, 0761 201 6334, yvonne.eckenbach@stadt.freiburg.de

Von Denise Nashiba

Offenbach am Main, 133 072 Einwohner, 80 568 Personen mit Migrationshintergrund. Größte nicht-deutsche Bevölkerungsgruppen: Türken (6169), Griechen (4853), Rumänen (4447), Polen (4233) und Italiener (3957) (offizielle Daten der Stadt Offenbach, Stand 30.09.2016). Und dazwischen ein deutsch-japanisches Paar aus dem Freiburger Ländle.

Offenbach war für uns anfangs eine Stadt wie jede andere. Spürbar hohe Ausländerzahl? Fehlanzeige! Beim morgendlichen schlaftrunkenen Pendeln nach Frankfurt merkte ich sowieso nicht viel. Nach einer Weile jedoch: Deutsch ist nicht die Sprache, die um uns herum am meisten gesprochen wird, und die Haartracht vieler Frauen umhüllt ein Hidschab.

Unsere Nachbarn sind bei näherem Kennenlernen Türken, Griechen und Italiener. Interessante Leute mit ihrer eigenen Geschichte und Vorlieben für große Familienzusammenkünfte, laute orientalische Musik und würzigen Speisen, deren Geruch schon vor der Haustüre zu vernehmen ist. Ganz im Kontrast zu uns bedeckten Spießbürgern.

Vor einiger Zeit kam es mit einem unserer türkischen Nachbarn zu einem interessanten Gespräch. Mohammed (Name von der Autorin geändert), Rentner, immer in der Nachbarschaft auf Achse, und gelegentliche Annahmestelle für alle Pakete in der Straße, fragte mich einst: »**Man sieht Sie nicht so oft!**« und spielte darauf an, dass ich tagsüber nicht so oft in Offenbach verweile. »**Sie arbeiten ja tatsächlich!**« Ich nickte. »**Und was macht Ihr Mann?**« – »**Künstler. Er tanzt.**« war meine Antwort.

Mohammed schaute kurz in die Luft, als müsste er überlegen, schmunzelte und fragte dann nüchtern: »**Warum?**« Seither sind Treffen zwischen Mohammed und meinem Mann immer von der Frage begleitet: »**Ihre Frau**

arbeitet heute?«. Mein Mann sagte zu mir nach einigen Malen etwas niedergeschlagen: »**Mohammed versteht tatsächlich nicht, dass ich arbeite, oder?**«

Wie Mohammed ergeht es uns, wenn wir durch die Straßen schlendern und bei einigen der vielen orientalischen Läden einkaufen. Neben dem Verkauf vieler günstiger Produkte zum Leben, scheinen einige Geschäfte von ganzen Familien betrieben zu werden. Oft trifft man die Verkäufer an, wie sie sich mit Oma, Opa, Mama, Enkel etc. unterhalten. Vater und Onkel holen Dinge hinten im Laden, Tochter steht vorn an der Kasse, Mutter holte die Enkel gerade vom Kindergarten ab, der ältere Sohn macht in der Ecke Kaugummi-kauend Schulaufgaben.

Problemlos werden hier familiäre Angelegenheiten und das Bedienen von Kunden gleichzeitig erledigt. Vermischung von Beruf und Privatem? Für viele Deutsche unvorstellbar. Aber hier scheint, wenige Straßen von Beton-REWE und Ledermuseum entfernt, auch im Geschäft die Familie im Mittelpunkt zu stehen.

Die Gespräche und das Verhalten der Offenbacher rekapitulierend, kam mein Mann beim alltäglichen Abendbrot öfters zu der Erkenntnis: »**Irgendwie sind die Deutschen hier anders.**«

Je länger man sich hier aufhält, desto stärker bemerkt man die Spurrillen der einzelnen Kulturen. Wo verschiedene Werte und Ansichten aufeinander treffen, gibt es bestimmt auch Streit. Für uns gab es jedoch

bisher nichts, was man nicht mit einem überraschten Kopfschütteln oder Schmunzeln hätte abtun können. Auch die Antwort auf die berühmte Frage *melting pot or salad bowl?** sei jedem selbst überlassen.

* **Eine Melting-Pot-Gesellschaft** (Schmelztiegel) ist eine Gesellschaft, wo Einwanderer mit der Zeit zusammen geschmolzen und assimiliert sind. **Die Salad-Bowl-Gesellschaft** (Salatschüssel), wo Einwanderer ihre Traditionen und ihre Muttersprache behalten können.

■ Unsere Freiburger Autorin **Denise Nashiba** studierte Japanologie, arbeitete in Tokio und lebt seit kurzem in Offenbach am Main.



▼ **Unterstützer der Freiburger »Bio-Diktatoren«** unterwandern Werte wie »Geiz ist geil«, »Gesunde Ernährung für unsere Kinder durch Antibiotika«, »Wohlstand durch Massentierhaltung« ... Foto: kwasibanane



»Wir sind nicht in der DDR«, sagte mir die Direktorin des Kindergartens, wo meine Kinder untergebracht sind. Was meinte sie damit? Hat es damit zu tun, dass ich, eine Mutter von ost-zonischer Abstammung, gegen ihren Plan, das Bio-Essen einzuführen, protestiere? Will ich in diese Schublade reinpassen?

Proteste hin oder her, sitze ich kurz darauf in ihrem Zimmer. Die Direktorin, die nur in meinem Kopf so genannt wird, hat mich zu sich, ins Kabinett, gerufen. Sie fragt mich mehrmals, ob es mir nur um Geld gehe? Ich überlege, ob sie mir leise das Geld in die Tasche stecken will, damit ich schweige. Das Schmiergeld? – Nein, das ist nun wirklich zu östlich gedacht. Noch eine Schublade geht auf. Ich erkläre ihr, ich würde das Geld lieber dafür ausgeben, dass meine Kinder ihre Großeltern im östlichen Süden einmal pro Jahr garantiert sehen können. Also, es geht doch um Geld.

Nicht lange darauf ertappe ich mich, in dem Mehrzweckraum des Kindergartens mit einem Sankt im Namen sitzend. An der Stelle, wo früher ein Pfarrer stand und zu der Gemeinde so was Biblisches sagte wie: »Das Brot wird vom Himmel regnen...« steht ein Kirchenvertreter, der über den Kindergarten regiert, und sagt die Gedichte über das Bio-Essen. Der Raum sah damals beim Pfarrer auch anders aus: bunte Vitragen, Kirchenbänke. Jetzt ist es alles frisch poliert, für mehrere Zwecke rekonstruiert. Etwas besser als in der DDR. Und fast so schick wie auf dem Werbefoto, was ich neulich gesehen habe: In einer Kirche wurde ein

Restaurant eröffnet. In einem mittelalterlichen Altarraum stehen Tische. Die Wirtinnen im Hintergrund leuchten bunt. Die Menschen dinieren.

Zurück zu unserem Raum. »Das Bio-Essen ist einfach gut.« (Applaus!) Das einzig wahre Essen wird im Kerzenlicht serviert. Diese Veränderung mit einem erheblichen Kostensprung ist gut durchgekaut. Ich bin leider in dieser Runde die einzige, die von einem anderen Planeten kommt, die einzige, die dagegen stimmt. Ich will nicht mehr zahlen für das moderne Prestige und für die unbewiesenen Gesundheitsvorteile. Ich glaube nicht an Bio-Seligkeit. Ich habe in meinem Leben schon zu viele Propaganda-Aktionen erlebt. Alle meinten es nur gut mit uns. Alle anderen sind nicht gegen Propaganda geimpft. Zu Gunsten der Direktorin und der Kinder natürlich. Ich will mich nicht so einfach den modernen Bio-Diktatoren ergeben. Ich habe meine Liste im Kopf, mit den Präferenzen, die für meine Familie gut sind. Ich will keinen Applaus mehr im Leben verschenken, für die Sache, die mir sowieso von oben entschieden und aufgezwungen scheint. Mich verlässt der Gedanke nicht, dass es hier um etwas anders geht als die Gesundheit der Kinder. Bio schmeckt nicht nur gesund, sondern klingt auch sehr schön und modern.

Ich blicke auf den mir zu nah gelegten Teller mit dem gelobten Bio-Dessert. Es sieht tadellos aus. Soll ich es kosten? »Wenn jemand es will, können Sie die Namen bei der anonymen Abstimmung dazuschreiben« – höre ich die Stimme der Direktorin.

Bio-Diktat

Von Anna Cronelli

»Das ist grauenhaft!«, sagt der Italiener erschüttert. Nein, jener hat das Spaghetti-Gericht nicht mit Ketchup gewürzt, sondern Sandalen mit Socken getragen, mit weißen Socken. »Es ist aber doch bequem so!«, könnte der Deutsche widersprechen, um sich irgendwie zu rechtfertigen. Tja, das kann zwar wahr sein, aber schön und trendy ist das überhaupt nicht. Natürlich ist das ein altes Klischee (seit den 1970er Jahren sind in Italien »Socken in Sandalen« das Kennzeichen für deutsche Touristen!), und man muss auch nicht alles über einen Kamm scheren. Doch das ist der Punkt: »Chic und modebewusst« oder »Praktisch und gemütlich«? Worauf legt man Wert?

Freiburg ist in jeder Hinsicht eine sportliche Stadt. Aber lassen wir uns nicht täuschen, sportlich bedeutet hier sicher nicht schäbig oder billig. Die Freiburger können manchmal lässig

und anonym in ihren Klamotten aussehen, aber nie und auf keinen Fall wirst du einen Freiburger ohne

Gemütlichkeit oder Lebensfreude

Von Laura Biolchini

das passende teure sportliche Outfit outdoor finden: Du kannst ihn bei einem Spaziergang im Wald treffen, oder beim Schwimmen im See, er/sie wird immer perfekt eingekleidet sein. Nach dem Motto: »Es gibt kein schönes oder schlechtes Wetter, sondern nur die richtige oder falsche Ausrüstung«. Dazu gehört auch das geeignete Zubehör. Zum Beispiel der unerlässliche Rucksack, auch wenn er gar nicht notwendig ist. Sicher ist sicher. Auch wenn nicht wirklich viel zu tun bleibt, die Deutschen lieben es, in ihrer Sportlichkeit perfekt zu wirken. Und es geht in der Fahrradstadt Freiburg nicht anders! Diese Kleidung

passt ganz hierzu, weil sie das Fahrradfahren nicht behindert – und je bequemer sie ist, desto besser.

Sicher ist, dass Italiener einen anderen ästhetischen Standard haben als die Deutschen. Deswegen kommt es in Freiburg niemandem seltsam vor, eine Dame um die 70 mit einer bunten und technisch aufgerüsteten Sportjacke zu sehen – und genau das würde in Italien als unkonventionell, fast exzentrisch bewertet. Die ältere italienische Dame bleibt treu in ihren klassischen Wollmantel gehüllt, trotz der manchmal feuchten Unwetter. Tatsächlich ist dies einfach ein Symbol von Eleganz und Geschmack, die zu den Werten der Gesellschaft, in der sie lebt, gehören; wo schick auszusehen wichtig ist, um akzeptiert zu werden.

Es ist aber nicht nur allein ein Diktat der Mode. Italien ist auch und hauptsächlich die Heimat des Schönen, wo der Sinn für das Ästhetische sowie die Liebe zum Detail einen wesentlichen Teil der Kultur und des eigentlichen Wesens ausmachen. Deswegen ist das Aussehen in Italien nicht als soziales Statussymbol anzusehen, nicht ein Mittel der Repräsentation der gesellschaftlichen Stellung, jedenfalls nicht immer. Alle, ob jung oder alt, Männer ebenso wie Frauen, sowie Arme und Wohlhabende lieben es, in jedem kleinen Geschäft in der Innenstadt auf der Suche nach dem perfekten Kleidungsstück zu suchen. Und alle tun dies mit Freude und Leidenschaft, und alle sind ein wenig enttäuscht, wenn sie nichts finden! Dies ist eine ganz natürliche Suche auch nach ... Lebensfreude. Bei den Italienern hat das Genießen einen hohen Stellenwert. Und das spiegelt sich in ihrer Kleidung wider.

Der Geist der Arbeit
Berufliche Werte in Japan und Deutschland

Das Gespräch führte Denise Nashiba

Die japanische Arbeitswelt ist für viele Deutsche trotz Globalisierung ein Buch mit sieben Siegeln: Ein strikt hierarchisiertes, unflexibles Gebilde, in dem Gehorsam und Fleiß den Takt angeben und unbezahlte Überstunden (Saabisu Zangyou = »Service«-Überstunden) zur Norm gehören – von Urlaub ganz zu schweigen. Ein ganz so großes Horrorszenerio, wie in den Köpfen vieler, ist es dann doch nicht. Geschätzt sind natürlich Fleiß, Pünktlichkeit, Ehrgeiz, Einsatz, Genauigkeit und ein gewisses Hierarchiedenken. Damit Vorgesetzte nicht in Frage gestellt werden, muss Kritik nach einheitlichen Vorgaben ablaufen. Japaner sehen ihre Firma oft als Familie, der sie moralisch verpflichtet sind, auch die Chefs. Arbeit besteht nicht einfach aus Leistungsdruck, sondern ist Ausdruck der Zusammengehörigkeit und dem Hinarbeiten zu einem gemeinsamen Ziel.

Wir haben zu diesem Thema Verena Hopp, Japanologin und Gründerin des NPO Internship Japan befragt. Verena lebt in Japan und unterstützt japanische Firmen und Interessierte beim Thema Praktikum.

Was sind die größten Unterschiede im Bezug auf berufliche Werte?

Japaner sind dem Senpai, das ist ein Vorgesetzter oder ein Kollege, der schon länger in der Firma ist, absolut untergeben und fragen bei jeder Kleinigkeit um Erlaubnis oder Feedback. Daher kommt die Arbeit nur langsam voran. Die Wartezeit wird gerne mit unwichtigen Dingen gefüllt. Japaner sind schlimmere Bürokraten als Deutsche und haben eine unglaubliche Liebe zum Detail. Sogar wie der Straßenkehrer den Besen führt, ist vorgeschrieben. In Deutschland muss es vor allem sauber sein. Deutsche sind rational, schnell, entscheidungsfreudig und arbeiten ihre Aufgaben ab, ohne dauernd zu fragen, sind ein Team mit gemeinsamen Zielen, ohne steile Hierarchie. Immer die gleichen Phrasen und Gesten passen nicht zu uns, genau so wenig, wie die starke Unterordnung.

Absolut beeindruckend: Japaner fangen oft ab dem Rentenalter erst richtig an. Z. B. mein Chef, Hamaguchi Takehiko, Direktor der japanischen Sprachschule Tokyo Riverside School, ist 93 Jahre alt und kommt weiterhin ins Büro. Die Schule wurde von ihm 1988 gegründet, da war er eigentlich schon Rentner. Das hat man in Deutschland eher selten.



▲ Hamaguchi Takehiko und Verena Hopp Foto: Tim Sullivan

Welche Werte haben Japaner und Deutsche gemeinsam?

Wir sind pünktlich und pflichtbewusst, wollen weder Kollegen, Kunden noch kooperierenden Firmen Probleme bereiten, also bleiben wir dran, selbst wenn es spät wird, und verlassen das sinkende Schiff nur sehr ungern. Was die Anstellungsart angeht, sind wir alle lieber langfristig in der gleichen Firma sicher angestellt, selbst mit nicht stark ansteigenden Gehältern. Wir sind bodenständig und sparen. Die Liebe zum Handwerk und das Lernen vom Meister sind auch sehr ähnlich. Die rationelle, fast automatische Arbeitsweise der Deutschen hingegen passt ganz und gar nicht mit den Japanern zusammen.

Stimmen die Vorstellungen der Deutschen über die japanische Arbeitswelt mit der Wirklichkeit überein?

Ich dachte immer, Japan sei Hightech-Land und alles digitalisiert – Pustekuchen. Zettelwirtschaft und Papierberge überall, auch in den Wohnungen. Dass Japaner bis zum Umfallen Überstunden machen und sehr fleißig sind, mag nicht verkehrt sein, aber wenn man rationaler arbeiten würde, dann wäre man vielleicht schon früher zu Hause.

- NPO Internship Japan
- ▶ www.internshipjapan.org
- Denise Nashiba, Japanologin, arbeitet in Frankfurt bei einem japanischen Unternehmen und meint, dass sich auch in Japan die Werte ändern und Teilzeitarbeit für Mütter und Elternzeit für Väter gerade bei den Jüngeren immer mehr im Kommen sind.



◀ Unser Erscheinungsbild, Ästhetik und Lebensfreude sind nicht immer von kulturellem Mode-Diktat und kommerziellen Markt-Zyklen genormt, wie die Teilnehmerinnen des Christopher Street Days in Freiburg zeigen. Foto: kwasibanane

InTipps

Nikolaus-Umzüge für brave Kinder.

In Colmar und vielen anderen Orten im Elsass gibt es Nikolaus-Umzüge und die Weihnachtsmärkte sind natürlich geöffnet. Colmar wird am Wochenende voll gestopft sein mit Familien aus Frankreich und der ganzen Welt. Doch den Kindern, christlich oder nicht, macht es bestimmt Spaß. ■ Fr 2. – Di 6. Dez.

■ noel.tourisme-alsace.com/de/sankt-nikolaus

Bakari und der Wind. Theaterstück von Cargo Theater, Margit Wierer und Momo Ekissi. Ein Stück Afrika für alle ab 5 Jahren. Bakari, ein neugieriger und wissenshungriger Junge wohnt in einem kleinen Dorf in Westafrika. Obwohl seine Eltern es sich nicht mehr leisten können ihn zur Schule zu schicken, baut er, angetrieben von seinem Forschertrieb, sein eigenes Windrad aus Metallschrott. Die Umsetzung seiner Idee ändert das Leben des ganzen Dorfes. Jeder von uns kann auf seine Weise die Welt verändern. ■ So 11. Dez., 15:30 Uhr ■ E-Werk, Eschholzstraße 77, www.ewerk-freiburg.de

Mythen in Papua-Neuguinea. Die Ethnologin Dr. Margarete Brüll hält einen Vortrag über die Mythen, die von der Entstehung der Welt erzählen. ■ Di 13. Dez., 19 Uhr ■ Museum Natur und Mensch, Gerberau 23 ■ 3 Euro

Charlie Hebdo: Apprêhender l'assassin? / Charlie Hebdo: Capture the perp? Ein Colloquium in französischer und englischer Sprache. Das Attentat auf die französische Satire-Zeitschrift Charlie Hebdo am 7. Januar 2015 hat die Bedrohung durch islamistische Terroranschläge in Europa schlagartig ins Blickfeld gerückt. Außer allgemeinen Solidaritätsbekundungen hat aber selbst nach den Anschlägen kaum eine differenzierte, wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Charlie Hebdo und vergleichbaren Karikaturen stattgefunden. Hier setzt die Tagung an und stellt viele kritische Fragen. ■ Do 26. – Sa 28. Jan. 2017 ■ Zentrum für Populäre Kultur und Musik, Rosastraße 17–19 ■ Eintritt frei, Anmeldung nicht nötig. ■ www.fz.uni-freiburg.de/veranstaltungen/kolloquium_charliehebdo

Freiburg miteinander – Patenschaften für Kinder. Eine Gemeinschaft von Menschen versucht sozial benachteiligte Kinder und Jugendliche, auch die Kinder der Geflüchteten, durch Patenschaften im alltäglichen Leben und in Schule oder Ausbildung zu unterstützen. Vielleicht hätten Sie Lust, sich als Pate/ Patin zu bewerben? ■ www.nachbarschaftswerk.de/lernen-im-quartier/freiburg-miteinander

In einem Forum schreibt eine junge Inderin zweiter Generation: »Mein Vater ist total abergläubisch. Ein leeres Glas bringt Unglück, wenn man irgendwo hingehen will, Spinne am Morgen bringt auch Unglück, eine Hochzeitseinladung ebenfalls, bestimmte Tage (ich glaube mittwochs und freitags) sind nicht gut, um wichtige Dinge zu erledigen ... Igel der niest bringt Unglück ... Alles bringt im Grunde Unglück – alles ist ein schlechtes Omen. Weiß auch nicht welche von diesen Aberglauben wirklich indisch sind und welche mein Pa erfunden hat. Ich weiß nicht, warum ich noch relativ normal bin.«

Viele Migrantenkinder kennen so was. Nikita, ein Philosoph hat eine besondere Meinung darüber.

»Pfeifst du im Haus, wehst du das Geld hinaus«, sagt man in Russland oder »Der Hut auf dem Bett, bringt Schande und Pech« in Italien. Abergläubisch?

Das Spiel des alltäglichen Aberglaubens

Von Nikita Sivertsev

Doch auch in Deutschland kennt jeder diese Handvoll Sprüche, die man einfach auf dem Lebensweg aufgeschnappt hat: »Läuft eine schwarze Katze dir von links über den Weg, so ist es ein schlechtes Zeichen«, zum Beispiel. Das Kennzeichen aller dieser Sprüche ist aber, dass keiner an sie mehr glaubt. Sobald etwas als Aberglauben gilt, heißt es, dass es seinen Geltungsanspruch verloren hat. Man kann sagen, man glaubt daran, aber man kann nicht sagen, man *aberglaubt* daran. Von sich selbst behauptet keiner ernsthaft, dass man abergläubisch sei. Man kann bei sich feststellen, dass man bei bestimmten Ereignissen erschreckt, obwohl es völlig sinnlos ist, wie vor einem Freitag, der auf den dreizehnten Tag des Monats fällt. Dann ist man abergläubisch, aber auf eine unbewusst psychologische Weise, die durch das Überleben überwunden werden kann.

Aber nur, weil wir nicht daran glauben, heißt es noch lange nicht, dass der Aberglauben keine Rolle

im Alltag spielt. Wir führen uns gerne selbst an der Nase herum. Wer hat sich nicht schon mal etwas gewünscht, als eine Sternschnuppe fiel? Und wer hat wirklich an die

Erfüllung des Wunsches geglaubt? Genau. Der alltägliche Aberglaube besteht aus kurzen Situationen, denen man eine außergewöhnliche Bedeutung verleiht. Kein Mythos wird erzählt, keine Erklärung für das Übernatürliche des Phänomens geliefert. Das Schöne am Aberglauben ist, dass man manchmal mehr sieht, als eigentlich da ist, ohne dass gleich ein religiöses Dogma entstehen muss. Den Aberglauben sollte man mit Humor aufnehmen. Ähnlich wie beim Schachspiel, wo man selbstverständlich nicht annimmt, dass unter den Fingern lebendige Wesen hin und her geschoben werden, aber das Spiel doch ernst nehmen kann. So wie sich jemand entscheidet, dass die eigene Welt von kleinen Dämonen bevölkert wird, die einem helfen oder Schaden zufügen. Hauptsache, man vergisst dabei nicht, dass am Ende alles nur ein Spiel ist und keine Menschen oder Tiere dadurch benachteiligt werden.

Is das etwa Hermann? Foto: kwasibanane

Das Gespräch führte Gerd Süßbier

Von außen betrachtet ist das kleine Reihenhaus in Freiburg-Betzenhausen eines wie viele andere im Quartier. Bestenfalls ein Aufkleber an der Tür weist darauf hin, dass hier Freunde der Windkraftnutzung daheim sind. Innen jedoch ist hier alles ganz anders. Das Paar, das hier lebt, die Sozialarbeiterin Heidi Glatt und der Programmierer Werner Künzel – beide seit kurzem in Ruhestand – teilen ihr Heim mit Flüchtlingen aus Gambia. Ein Gambier ist hier fest eingezogen, ein zweiter ist steter Tagesgast und viele andere kommen zum Mittagessen, sodass der Esstisch regelmäßig dicht besetzt ist. Doch damit nicht genug. Für Werner und Heidi gilt es auch, für die Flüchtlinge Arzttermine zu vereinbaren, sie bei Ämterbesuchen zu begleiten oder ihnen bei den Hausaufgaben oder der Jobsuche zu helfen. Seit fast zwei Jahren geht das so und die Erfolge der Integrations-WG sind beachtlich. Die beiden »Hauptzöglinge« Barham (27) und Bakary (26) haben die Römerhof-Sprachschule besucht und nebenher in Minijobs gearbeitet. Jetzt machen sie eine Ausbildung und verdienen ihr eigenes Geld. Die InZeitung befragte Heidi und Werner nach ihren Motiven und Erfahrungen.

Eure Entscheidung, Flüchtlinge in eurer Wohnung aufzunehmen ist ungewöhnlich. Wie kam es dazu?

Heidi: Die ersten Kontakte zur Flüchtlingsszene kamen über unsere Mitarbeit in der hiesigen Mosaik-Initiative, die Helfer und Flüchtlinge zusammenbringt. Dort haben wir Barham und Bakary kennen gelernt. Bakary lebt in einer Gundelfinger Unterkunft, Barham war in der Wohnanlage Bissierstraße. Weil unsere beiden Söhne aus dem Haus sind, stehen bei uns zwei Zimmer leer. Da haben wir uns gedacht, diese Räume können wir der Stadt zur Anmietung für Flüchtlinge anbieten. Barham konnte dann bei uns einziehen, Bakary dagegen nicht, weil die Stadt Freiburg seine Übernahme von Gundelfingen im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald abgelehnt hat. So kann er nur tagsüber zu uns kommen, hat aber ein eigenes Zimmer.

Werner: Das ist schade, denn beide kommen aus Gambia, beide haben die gleiche Fluchterfahrung und sind miteinander befreundet. Auch wir haben uns mit ihnen angefreundet. Eigentlich sind wir wie eine Familie und die beiden behandeln uns wie El-



Die Integrations-WG

Heidi Glatt und Werner Künzel haben die Tür ihres Hauses weit geöffnet und Flüchtlinge aufgenommen. Die InZeitung sprach mit ihnen

▲ Werner Künzel, Barham, Bakary und Heidi Glatt (von links) Foto: A.J.Schmid

tern und sagen Papa zu mir, wie es in Gambia üblich ist. Das läuft jetzt seit über einem Jahr.

Gibt es eine Zeitgrenze?

Werner: Sie werden bestimmt so lange hierbleiben, bis sie ihre Ausbildung abgeschlossen haben. Bakary beginnt seine Lehre zum Altenpfleger im April und Barham hat seine Ausbildung – auch zum Altenpfleger – im Oktober angefangen. Beide verdienen ihr eigenes Geld und benötigen keine Sozialhilfe mehr.

Nochmal zurück zu eurer Entscheidung, eure Wohnung für Flüchtlinge zu öffnen. Hattet ihr Sorgen, dass das gut geht?

Heidi: Natürlich waren wir ein bisschen unsicher. Eigentlich wären mir auch Flüchtlingsfrauen lieber gewesen, denn wir haben nur ein gemeinsames Bad und eine gemeinsame Küche. Aber die Bedenken haben sich zerstreut, nachdem wir unsere jungen Männer kennen gelernt haben.

Gambia gilt zwar nicht als sicheres Herkunftsland aber kaum ein Gambier erhält bei uns Asyl. Droht ihnen eine Abschiebung?

Heidi: Allerdings und das ist ganz furchtbar.

Werner: Die drohende Abschiebung und die Unsicherheit sind eigentlich unsere einzigen richtigen

Probleme. Denn trotz der Ausbildung, in der sich beide befinden, ist eine Ausweisung aus Deutschland nicht ausgeschlossen. Die Verfahrenspraxis der Behörden ist willkürlich und intransparent und täglich kann es Änderungen geben. Zum Beispiel wird eine Ausbildung unter drei Jahren manchmal nicht als echte Ausbildung gewertet, aber Genaueres erfährt man nicht. Wie soll Integration unter diesen Voraussetzungen funktionieren? Das belastet unsere tüchtigen Jungs und uns natürlich auch. Einerseits hoffiert die Politik öffentlich die Helfer und fordert Integration – andererseits wirft man uns allen Knüppel zwischen die Beine. Das ärgert mich sehr.

Sind eure Erfahrungen mit Behörden denn durchweg schlecht?

Werner: Das kann man so nicht sagen. Es gibt überall Licht und Schatten und wir haben auch viele engagierte und gute Sachbearbeiter kennen gelernt. Vor allem auf kommunaler Ebene läuft es oft besser, als bei den Behörden des Landes oder des Bundes. Für das Jobcenter, das jetzt durch die Ausbildungen zuständig wird, ist der Umgang mit den Asylbewerbern noch neu.

Heidi, Du bist auch engagiert bei der Ortsgruppe der Freiburger Naturfreunde und nimmst eure beiden Gambier zu Wanderungen mit. Wie finden die das?

Heidi: Wandern ist in den Ländern, aus denen Flüchtlinge kommen, ganz unbekannt. Erstaunt stellen wir aber fest, dass sie unsere Wanderangebote gerne annehmen. Anfangs sind nur ein oder zwei von ihnen mitgekommen, jetzt ist es manchmal ein Dutzend. Offenbar ist es für sie eine tolle Gelegenheit, mal andere Seiten unseres Landes kennen zu lernen und Kontakte zu den Einheimischen zu knüpfen. Das funktioniert prima.

Ihr habt euch mit einem großen Problem der Gegenwart unmittelbar konfrontiert. Verändert euch das?

Heidi: Das Leben ist nicht mehr wie vorher. Flüchtlingsschicksale sind jetzt nicht mehr nur Zeitungsmeldungen, sondern betreffen uns direkt. Das alles lässt uns nicht kalt und manchmal ist es sehr anstrengend. Auch das Zusammenleben auf engem Raum bedeutet Einschränkungen für uns beide. Aber andererseits profitieren wir auch von den neuen Erfahrungen und ich glaube, wir beide verändern uns zum Positiven. Und wenn nachher Barham und Bakary mit ihren Freunden zum Mittagessen auftauchen, gibt es hier wieder eine bunte und oft fröhliche Runde. Das freut uns.

Heidi und Werner, wir bedanken uns für das Gespräch.



Deutsch-ungarische Freundschaft

Victory Sun – ein besonderer Ort im Herzen Freiburgs

▲ Bimbika Heath und Viktoria Molnar in ihrem Naturkostladen

Von Carmen Luna

Ständig kommt jemand herein und geht jemand raus. Das Sortiment ist so vielfältig wie die Menschen, die dort einkaufen. Eine Mutter mit zwei Kindern, ein junges Paar, das französisch spricht, eine alte Dame, ein Migrant... Ich hätte gerne eine Buchtel und das Brot da links.

Der Laden ist klein (45 Quadratmeter) aber fein: Bio-Naturprodukte, Kosmetik, Veganes, Rohkost, Ayurveda, Glutenfreies, unbehandelte Mangos von einer Finca in Spanien, Spezialitäten wie leckere Kokosnüsse, Mangos, Ananas, und Cashew-Nussbällchen... Ein frisch gepresster Saft aus biologischem Obst und Gemüse oder ein grüner Smoothie? Auch das bekommen Sie dort.

Es begann 1998, als Bimbika Heath das Geschäft übernahm, das ursprünglich von Sri Chinmoy gegründet wurde. Der lacht heute noch herzlich auf zwei Fotos in einer Ecke des Ladens. Viktoria Molnar, aus Ungarn stammend, kam später. Sie arbeitete zunächst als

Aupairmädchen in Deutschland. Das ist schon einige Jahre her.

»Ich wollte Viki gerne in den Laden holen, aber da sie aus Ungarn kam, konnte ich sie nicht einstellen. Ungarn gehörte damals noch nicht zur EU. Ich fand sie klasse: nett, beständig, ruhig – im Gegensatz zu mir – und fleißig. Dann haben wir uns entschieden, eine Firma zusammen zu gründen. Es war eine gute Entscheidung.« Seitdem sind beide Inhaberinnen des Naturkostladens Victory Sun, der ein Lebensprojekt für sie geworden ist.

Warum nennt ihr euch *bio life shop*? Die Übersetzung für das altgriechische *bios* und das englische *life* ist *Leben*. »Wir sind ein vegetarisches Geschäft mit wachsendem veganem Sortiment. Die vegetarische und vegane Ernährungsweise entspricht unserer eigenen Philosophie und wir haben uns entschieden, unser Sortiment in diesem Sinne zu gestalten.«

Ein Stammkunde betritt den Laden. Er kommt frisch aus dem Urlaub. »Sieben Tage Florenz, 20 Grad«, erzählt er begeistert. Ich frage ihn, warum er gerne hierher kommt. »Seit 2001 kenne

ich den Laden. Sie haben ein gut ausgewähltes Sortiment. Man spürt, dass sie Wissen haben und hinter ihren Produkten stehen. Außerdem hat der Raum Atmosphäre, er ist persönlich. Es liegt auch an den Personen, die hier arbeiten. Sie sind sehr sympatisch. Man kennt andere Kunden und spricht miteinander. Und die frisch gepressten Säfte kann man nach Wunsch selbst kombinieren. Die kleine Kaffee-Ecke finde ich auch gut.«

So einen kleinen Lebensmittelladen, in dem noch persönliche Gespräche stattfinden, gibt es nicht oft in Freiburg. Wie macht ihr es, neben den großen zu überleben? Die beiden lachen. »Ich bin kein Marketing-Mensch«, sagt Bimbika. »Wir versuchen nett zu sein, gute Produkte und Service anzubieten und hoffen, dass es den Leuten gefällt und sie wieder kommen und uns empfehlen. Herzlicher Kontakt mit den Menschen ist uns wichtig.« – »Wir haben sehr viel Mundpropaganda«, sagt Viki. »Man kennt uns schon. In Freiburg sind wir die Spezialistinnen. Wir bieten Produkte, die man nicht woanders findet und das spricht sich rum.«

Die beiden ergänzen sich sehr gut. Jede macht, was sie besser kann. »Viki ist viel genauer als ich. Sie schaut in allen Regalen, was gerade fehlt«, sagt Bimbika. Sie selbst kümmert sich um Gestaltung und neue Ideen. Im Laufe der Jahre hat sich durch die Arbeit eine richtige Freundschaft zwischen den beiden entwickelt und das merkt man.

Ich frage Viki, wie der Anfang war. »Hier war alles anders. Ich hatte das Gefühl, dass es freier war. Ich konnte machen, was ich wollte. Ja, klar, damals war ich erst 19.«

Hat die Arbeit im Laden etwas bei dir verändert? »Ja, sicherlich. Es war eine Herausforderung. Ich habe an Sicherheit und Selbstständigkeit finanziell und als Mensch gewonnen. Es hat mir total viel gegeben.«

Spürt man etwas Ungarisches im Laden? »Ich glaube schon. Zum Beispiel Vikis große Bereitschaft. Sie ist immer bereit zu helfen und Lösungen zu suchen wenn es klemmt. Ich bin sehr dankbar, dass ich sie getroffen habe. Ohne sie weiß ich nicht, ob es den Laden noch gäbe.«

■ Victory-Sun, Nußmannstraße 14, Freiburg
► www.victory-sun.de



◀ So einen kleinen Lebensmittelladen, in dem noch persönliche Gespräche stattfinden, gibt es nicht oft in Freiburg
Fotos: kwasibanane

Von Viktoria Balon

Am 8. November fand in Freiburg das *Polychore-Fest* statt. Ich konnte leider nicht dabei sein. Diese Reportage ist ein Mosaik aus Eindrücken von Teilnehmenden und Zuschauern.

Menschen saßen auf den Treppen, auf dem Boden, man kam kaum durch, das E-Werk war voll. Die Bühne und der Bereich davor waren mit persischen Teppichen dekoriert, es war sehr kuschelig dort. Kinder kletterten über uns und rannten um uns herum, keinen störte das. Nette Leute, bekannte Gesichter und viele Flüchtlinge. Eine von denen ist Nadima Bakkour, die früher Literatur an der Universität in Damaskus unterrichtete und jetzt bei *Polychore* zusammen mit Fausta Carli und Laura Costanzo die Projektleitung übernommen hat. Bei *Polychore* ging es den Initiatorinnen darum, den geflüchteten Frauen Teilhabe am kulturellen

Leben der Stadt zu erleichtern. Fausta ergänzt: »Wir wollten nicht mit einem niederschweligen Angebot kommen, sondern zusammen das Ganze aufbauen. Wir fragten: Was wollt ihr? Ins Theater gehen? Einen Tanzkurs besuchen?« Vor allem wollten sie selber tanzen und singen. Deshalb gab es für Frauen einen Tanzkurs mit Viviane Altman bei Vividanza und das Atelier *Polychore* bei der iranischen Künstlerin Feri Tabrisi.

Nach einem Jahr feiern sie nun dieses Fest. Zuerst mit dem Deutsch-Arabischen Chor, dann mit dem *Polychore* unter der Leitung von Anne Kienbaum-Philippi. Das Ganze wurde anschaulich und sehr bewegend von Videokunst begleitet. Vier Frauen singen ein klassisches persisches Lied: Eine traurige Liebeslegende. Eine der Sängerinnen ist Maryam Nasiri. »Ich war so stolz auf sie«, sagt später ihre Freundin Somaye, »sie trug ein wunderschönes traditionelles Kleid und sang so berührend.« Osaro Osemwegie aus Nigeria singt mit Kind auf dem Arm. Es weinte, wollte nicht bei den Frauen bleiben, die aufpassen sollten. So nahm sie es auf den Arm und ging mit ihm auf die Bühne. Majilinda Kecaj sang albanische Lieder – ihr Mann begleitet sie auf dem Keyboard. Sie leuchtete. Es war schon immer ihr Traum zu singen, sagt sie danach.

Diesen Schwung fühlt man im Saal: Die Stimmung ist warmherzig, fast übertrieben begeistert, immer wieder gibt es Zwischenapplaus.

In der Pause wurde ein Riesen-Buffer, bunt und lecker, blitzschnell leer. Im Foyer sind Atelierarbeiten der Frauen ausgestellt – und zwei Videoinstallationen, eine von Rebecca Kern, die das Projekt fotografisch begleitete, und eine andere von Jasmine Tutum mit den Bildern aus ihrem Workshop »ja oder nein« mit geflüchteten Frauen. *Frauen in Kriegszonen* – so heißen meine Installation und mein Gedicht. »Gemeint ist nicht nur Krieg im wörtlichen Sinne, sondern der Krieg, den Frauen oft im Alltag führen müssen«, sagt sie.

Eine Woche später treffe ich die *Polychore-Frauen* im Feministischen Zentrum. Viele von ihnen haben positive Rückmeldungen bekommen und Majilinda Kecaj bekam sogar persönlich Besuch im Heim von begeisterten Zuschauern aus mehreren albanischen Familien, die ihr Hilfe anboten. »Zu spät, ich fliege morgen nach Albanien«, sagt sie: Ihre Familie wurde abgeschoben. Sie wusste es vor dem Konzert, ihr Auftritt bedeutete ihr trotzdem sehr viel.

»Was ist Kultur für dich in Fluchtzeiten?«, frage ich Maryam. »Ohne sie kann ich einfach nicht leben. Eine Freundin hat mir das Piano beigebracht, sobald meine Familie eine Wohnung hatte, jetzt kann ich wieder spielen. Wir haben zu viert bei mir zuhause für das Konzert geprobt und sogar an der Dreisam, zusätzlich zu *Polychore* Proben im Kulturpark. Es war nötig und es war Spaß.« Laura findet es erstaunlich, dass sogar die Nigerianerin Osaro, die in ihrem kleinen Zimmer im Wohnheim fast durchdrehte, als sie ihr drittes Kind bekam, trotzdem weiterhin zu Chor und Tanzkurs kam.

Das Projekt ist abgelaufen, doch die Chöre bleiben, ebenso wie Freundschaften und gemeinsame Ausflüge ins Kino oder Theater.

Das Frauen-Café wird von der Feministischen Geschichtswerkstatt weitergeführt. ► www.femwerkstatt.de

Das Frauen-Café wird von der Feministischen Geschichtswerkstatt weitergeführt. ► www.femwerkstatt.de

Das Frauen-Café wird von der Feministischen Geschichtswerkstatt weitergeführt. ► www.femwerkstatt.de

Das Frauen-Café wird von der Feministischen Geschichtswerkstatt weitergeführt. ► www.femwerkstatt.de

Wie war das Fest?

Polychore stellt sich vor

▼ Frauen aus dem Projekt *Polychore* bei der Probe Foto: Rebecca Kern



Wörter, die im Deutschen fehlen

Вьюга

Der russische Schneesturm von Nikita Sivertsev

Rauschend, durch alle Ritzen der alten Hohlhütte kriechend, dass das Holz stöhnt und zwischen den Bäumen pfeifend. Das ist die »Вьюга« (»Wjuga«), der russische Schneesturm.

Sie ist eine wunderschöne Frau, und wie alle wunderschönen Frauen kann sie sehr ungestüm sein, vor allem weil sie eine Künstlerin ist. Sie bemalt gerne mit weißer Farbe die Landschaften, doch soll man sich davon nicht täuschen lassen. Malerei ist nur ein Hobby. Das wahre Medium ihrer Kunst ist die Musik.

In einem Gedicht vergleicht David Samoylov die »Wjuga« mit Schuberts *Unvollendeter Symphonie*. Diese gilt als ein Meisterwerk der romantischen Musik, und genau so ist die »Wjuga« wahr genommen worden, romantisch. Man stelle sich einen alten Holzschlitten in der Nähe vom Ural vor, der auf einer vollgeschnittenen Straße fährt, umringt von tosenden Böen weiser Masse. Das Pferdchen mit langer Mähne trägt ein Glöckchen und steuert auf ein Dörfchen zu. Auf der linken Seite die unendliche Weite eines Feldes, worauf im weiß des Schnees die »Wjuga« stets neue Muster zeichnet und auf der rechten ein dunkler Wald, wo die Kiefern und Birken wie weiße Krieger aufragen. Das ist da, wo die »Wjuga« zu Hause ist. »Wjuga« ist alles andere als der Deutsche Schneesturm, der in pflichterfüllender Weise alles mit Schnee vollpackt und dabei zusammenhanglose Geräusche erzeugt. Die Eigenart der »Wjuga« ist das Gestalten. Sie ist auch von der Sorte Frau, die durch ihre Kälte verbrennen kann. Man spürt sie am Abend durch den »Tulup« (Wintermantel) und die »Walenki« (Winterschuhe) die Haut beißen. Man hört sie draußen herumstreifen, in einem kalt-heißen, luftigen Tanz. Sie ist dem Schneesturm an Intensität weit überlegen. Alleine bei dem Gedanken an sie läuft es einem schon heiß und kalt den Rücken herunter. Sie malt auf der Erde und in der Luft, sie schwebt über den Bergen und weht zwischen den Häusern, sie singt eine Melodie, die zwischen durchdringlicher Stille und reißen-dem Sturm hin und her wechselt. Sie ist launisch und gefährlich. Wehe dem, den sie unvorbereitet erwischt.

im Pressum

Herausgeber: **InForum** e.V. Freiburg

ViSdP: Viktoria Balon

Redaktion: Viktoria Balon, Sheila Susanti Dewi, Carmen Luna, Melisa Mustafovic, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Gerd Süsbier, Denise Nashiba, Kirill Cherbitski

Grafik und Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat und Korrektortat: Susanne Einfeld

Kontakt zur Redaktion: inzeitung@googlemail.com

Die **InZeitung** erscheint drei Mal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Sie ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 2. Dezember 2016

Auflage: 108 000

Druck: Freiburger Druck GmbH



Fözelék

So schmeckt Ungarn

▲ **Szimpla Kert**, eine der zahlreichen **Budapester Ruinenkneipen**. Die ungarische Gastronomie überrascht kulinarisch wie auch atmosphärisch. Foto: kwasibanane

Was hat dich an Freiburg überrascht?

Die vielen Kamele auf dem Mundenhof finde ich sehr amüsant. Und von dem Seepark bin ich so begeistert, dass ich schon sieben Mal dort war. Es ist toll, dass man im Sommer dort schwimmen kann.

Ramez, Syrien, Goetheinstitut

Bevor ich nach Freiburg gekommen bin, war ich schon in Ostdeutschland und Bayern. Freiburg habe ich mir wie München vorgestellt. Ich war überrascht, als ich dann merkte, dass Freiburg im Vergleich zu anderen Städten eine ganz eigene Identität hat.

Max, Schweden, Goetheinstitut

Die öffentlichen Verkehrsmittel sind viel besser, hier gibt es Straßenbahnen und die Menschen verhalten sich ganz anders.

Sophia, Reunion, United World College

Ich mag die Umgebung am meisten. Die Aussichten sind atemberaubend der Schwarzwald und die Dreisam sind einfach wunderschön und so anders als die künstliche Schönheit Singapurs.

Gwendolyn, Singapur, United World College

... und was fehlt dir hier?

Man kann hier nicht überall mit Karte zahlen und das Internet ist oft so langsam.

Klara, Schweden, Goetheinstitut

Gute italienische Restaurants. Ich weiß nicht warum, aber nachts fühle ich mich in Freiburg nicht so sicher wie in meiner Heimat im Süden Italiens.

Marilia, Italien, Goetheinstitut

Von Ferenc Farkas

Da ich immer sehr gerne verschiedene Gerichte und Getränke ausprobiere, bezeichne ich mich als **Gourmand**. Das Wort **Gourmet** ist hier in Deutschland angebrachter, weil es im Deutschen verständlicher ist als **Gourmand**. Als **Gourmand-Gourmet** mag ich die badische Küche sehr. Hier gibt es fantastische Suppen – nicht so vielfältig wie in meiner Heimat – aber gut schmeckend und lecker. Dann gibt es noch **Eintöpfe**. Was es aber hier überhaupt nicht gibt ist **Fözelék**.

Wenn ich dieses Wort übersetzen würde, würde es **Gekochtes** heißen. Im Wörterbuch steht dafür Gemüse, was eigentlich nur teilweise stimmt, denn im **Fözelék** ist zwar Gemüse drin, aber das Gericht besteht nicht nur daraus, sondern es ist eben ... **Fözelék**.

Hierzulande gibt es wie gesagt Suppe, Brühe, Soße, aber kein **Fözelék**. Was genau ist nun dieses Gericht? **Fözelék** ist eine ungarische Speise; sie wird meistens zu einem Teil aus Gemüse (Erbsen, Bohnen – grün und gelb –, Wirsing, Weißkraut, Linsen, Kartoffeln, Kohlrabi) mit Mehlschwitze gemacht. Das Gemüse wird gekocht und dann mit Hilfe der Mehlschwitze zu einer dicken Soße gekocht.

Oft gibt es dazu Wurst, Frikadellen oder paniertes Schnitzel. Man unterscheidet **Winter-Fözelék** und **Sommer-Fözelék**, da variieren die Gemüse-Sorten. Die Gerichte schmecken gut, sättigen den Magen und sind gesund. Man kann die Dichte der Konsistenz mit Sahne erreichen statt mit Mehlschwitze, aber mit Mehlschwitze schmeckt es viel besser. Als **Gourmand-Gourmet** mag ich viele Küchen sehr: die französische, die italienische und

die elsässische, aber wenn ich ab und zu mal Heimweh bekomme, nehme ich mir einen Topf aus dem Schrank und koche mir ein **Fözelék**.

■ **Ferenc Farkas** stammt aus Budapest in Ungarn, hat Kulturmanagement, Theaterwissenschaft und Dramaturgie studiert und Filme gemacht. Seit 2002 lebt und arbeitet er als Eventmanager und Filmemacher im Freiburger Stühlinger.

Rezept für vier hungrige Ungarn

- 1 kg Erbsen und/oder zarte grüne und/oder gelbe Bohnen und andere Gemüsesorten
- 3–4 Knoblauchzehen
- 1 gestrichener Esslöffel Salz
- 1 gestrichener Teelöffel scharfe Paprikacreme
- 6 Esslöffel Öl
- 2 Esslöffel Mehl
- 1 Teelöffel Delikatesspaprika
- 0,2 l Sauerrahm
- ein wenig Essig

- Bohnen waschen, abtropfen lassen, beide Enden abschneiden, dabei Fäden abziehen, in 2-cm-lange Stücke schneiden, in einen Topf geben, 1,2 l Wasser auffüllen, bei großer Hitze aufkochen.
- Inzwischen den zerdrückten Knoblauch zugeben, salzen, mit Paprikacreme würzen.
- Bei geringer Hitze zugedeckt 25 Minuten garen.
- Mit Öl und Mehl eine hellbraune Mehlschwitze bereiten, vom Herd nehmen, mit Paprika bestreuen.
- Ist alles ausgekühlt, mit Sauerrahm und einigen Tropfen Essig vermengen, von der heißen Bohnenbrühe 1 Esslöffel dazugeben, glatt rühren, zu den Bohnen gießen und 2–3 Minuten unter ständigem Umrühren kochen.
- Nach Belieben nachwürzen. Guten Appetit!



▲ **Zöldborsófözelék**

Foto: Fanfo/Fotolia